

HERAUSGEGEBEN VON HELMUT K. ANHEIER UND BERNHARD LORENTZ

# WEGE DER VERSTÄNDIGUNG

Wie Kulturdiplomatie mehr Vertrauen zwischen China  
und dem Westen schaffen kann

Wege der Verständigung

**Herausgegeben von**

Stiftung Mercator GmbH, Huyssenallee 46, D-45128 Essen  
Ansprechpartner: Marc Bermann, Programmleiter China  
[www.stiftung-mercator.de](http://www.stiftung-mercator.de)

**In Zusammenarbeit mit**

Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik (DGAP), Rauchstraße 17/18, D-10787 Berlin  
Redaktion: Rachel Herp Tausendfreund  
Übersetzung: Luisa Seeling, Henning Hoff  
Design und Layout: Thorsten Kirchhoff  
[www.dgap.org](http://www.dgap.org)

© 2012 Stiftung Mercator

Alle Rechte vorbehalten

Die Autoren dieser Publikation geben ihre persönlichen Ansichten wieder; diese stimmen nicht notwendigerweise mit denen der Stiftung Mercator und der Herausgeber überein.

# Wege der Verständigung

Wie Kulturdiplomatie mehr Vertrauen zwischen China  
und dem Westen schaffen kann

# Inhalt

6

## Einleitung

10

### **Stiftungen im komplexen Umfeld der Kulturdiplomatie**

von HELMUT K. ANHEIER

Kultur ist ein integraler Bestandteil von Diplomatie, und Stiftungen sind wichtige Akteure der Kulturdiplomatie. Allerdings sind sie von dem politischen Umfeld abhängig, in dem sie agieren.

19

### **New Governance, neue Diplomatie und die Rolle von Stiftungen**

von BERNHARD LORENTZ

Nie war es wichtiger, die Rolle von Stiftungen im transnationalen Kontext zu bestimmen. Sie könnten die Entstehung einer globalen Zivilgesellschaft vorantreiben.

34

### **Chinas Soft-Power-Strategie** von JOSEPH S. NYE

Dass sich die Chinesen um mehr Soft Power bemühen, sollte der Westen begrüßen. Von einem attraktiveren China profitiert nicht nur Peking, sondern auch der Rest der Welt.

39

### **Größe zeigen** von ORVILLE SCHELL

Wie tief sollte man sich verneigen, wenn man auf ein erstarkendes China trifft?  
Der Westen täte gut daran, sich in dieser Frage großmütig zu zeigen.

45

### **Kulturdiplomatie ist keine Einbahnstraße** von EBERHARD SANDSCHNEIDER

Vertrauen zwischen Ost und West zu schaffen ist essentiell. Dazu aber muss der Westen aufhören, China als Projektionsfläche zu nutzen, und das Land als Partner begreifen.

49

### **Kulturdiplomatie in einem neuen diplomatischen Umfeld**

von THOMAS BAGGER

In einem sich wandelnden Umfeld muss Diplomatie auf Vernetzung setzen. Kulturdiplomatie ist eine grundlegende Komponente einer netzwerkorientierten Außenpolitik.

56

## **Das chinesische Verständnis von Kulturdiplomatie**

von WANG YIWEI

China ist stolz auf sein reiches kulturelles Erbe und überzeugt, universelle Werte zu verkörpern. Doch seine Botschaft ist für den Westen nicht leicht zu entziffern.

63

## **Die Grenzen der chinesischen Kulturdiplomatie**

von ZHANG JUNHUA

China investiert viel, um seine kulturelle Reichweite zu vergrößern und seine Soft Power zu mehren. Doch es steht vor einem Kommunikationsproblem.

69

## **Das harte Ringen um „sanfte“ Macht**

von SHAUN BRESLIN

Die Volksrepublik arbeitet intensiv an seinem Image und an der Verbreitung seiner Welt-sicht. Doch Chinas Soft Power basiert vor allem auf seinem wirtschaftlichen Erfolg.

78

## **In den Austausch von Menschen und Ideen investieren**

von MARC BERMAN

Stiftungen helfen bei der Förderung des gegenseitigen Verständnisses. Sich mit anderen zu identifizieren ist grundlegend für eine erfolgreiche Kulturdiplomatie.

86

## **Chinas expandierenden Non-Profit-Sektor unterstützen**

von JOHN FITZGERALD

Ihr Spielraum ist begrenzt, trotzdem spielen ausländische Stiftungen eine wichtige Rolle in der aufregenden Wachstumsphase chinesischer Non-Profit-Stiftungen.

92

## **Kooperation braucht Vertrauen** von NORA SAUSMIKAT

Die engere Zusammenarbeit zwischen europäischen und chinesischen NGOs krankt hauptsächlich am Mangel an Vertrauen und gegenseitigem Respekt.

102

## **Konfuzius-Institute: Stars der chinesischen Kulturdiplomatie**

von FALK HARTIG

Konfuzius-Institute stehen im Westen häufig in der Kritik. Doch sie könnten ein vielversprechendes Instrument der chinesischen Kulturdiplomatie sein.

111

## **Über die Autoren**

# Einleitung

Mit der Rückkehr von Soft-Power-Ansätzen in die internationalen Beziehungen wächst auch das Interesse am Potenzial von Kulturdiplomatie, von Joseph Nye beschrieben als „die Fähigkeit, durch Kultur, Werte und Ideen zu überzeugen“. Nirgendwo ist diese Macht der Überzeugung relevanter und interessanter als im Verhältnis zwischen China und dem Westen.

Chinas erstaunlicher Aufstieg hat die Machtstrukturen auf der ganzen Welt dramatisch verändert und das Land zu einem zentralen Akteur der Weltwirtschaftsordnung werden lassen – was eine Zusammenarbeit zwischen Europa, den Vereinigten Staaten und der Volksrepublik unumgänglich macht. Und eine gewisse Koordination findet durchaus statt. Die Wirtschafts- und Handelsbeziehungen beispielsweise gestalten sich weitgehend harmonisch, und Ost und West haben einiges unternommen, um die diplomatischen Beziehungen zu verbessern und einander näher kennenzulernen. Bei ebenso vielen Fragen jedoch geraten wir aneinander, und es gibt immer noch viele Bereiche, in denen wir scheinbar unfähig sind, einander zu verstehen.

Dabei scheinen sich beide Seiten zu bemühen. Wir achten auf den Anderen, es gibt auch keinen Mangel an gegenseitiger medialer Aufmerksamkeit; doch stereotypes Denken und eine vorurteilsgeladene Wahrnehmung auf beiden Seiten überdecken oft realistische Sichtweisen. Wahrnehmung wird von kultureller Identität geprägt. Unsere kulturelle Identität ist der Schlüssel: Es geht nicht nur um unterschiedliche Wahrnehmungen, sondern auch um unterschiedliche kulturelle Werte, Ideen und Präferenzen. Hier ist Kulturdiplomatie dringend vonnöten. Wir brauchen kulturellen Austausch und Dialog, um einander besser zu verstehen.

Wenn wir langfristig politische Stabilität, nachhaltige Entwicklung und

letztlich globalen Frieden wollen, dann benötigen wir effektive Instrumente zur konstruktiven Konfliktlösung. Wir müssen Prozesse anstoßen und fortführen und Strukturen zwischen Staaten stärker verankern, um einen friedlichen Dialog zu gewährleisten und das Verständnis füreinander und – bestenfalls – die gegenseitige Akzeptanz zu verbessern.

Deshalb fragen wir in dieser Publikation: Was ist Kulturdiplomatie? Welche Formen kann sie annehmen? Welche Akteure sind beteiligt? Und vor allem: Meinen China und die westlichen Länder das Gleiche, wenn sie von „Soft Power“ und „Kulturdiplomatie“ sprechen? Unsere Autoren untersuchen Soft Power und Kulturdiplomatie sowohl westlicher als auch chinesischer Machart. Auf diese Weise versuchen wir, Brücken zu schlagen und Hemmnisse, die einer besseren Kooperation zwischen europäischen/westlichen Akteuren und Organisationen einerseits und der allmählich aufblühenden chinesischen Zivilgesellschaft andererseits entgegenstehen, näher zu untersuchen.

Unser spezielles Augenmerk richten wir dabei auf Stiftungen als wichtige Akteure der Kulturdiplomatie. Während die Funktion von NGOs wie Greenpeace oder Amnesty International als Akteure „sanfter Macht“ bereitwillig anerkannt und analysiert wurde, ist die Rolle von Stiftungen in der Kulturdiplomatie bisher kaum untersucht worden. Das ist umso erstaunlicher, als gemeinnützige Organisationen und Stiftungen schon früh eine bedeutende Rolle gespielt haben. Zu den Beispielen gehören: Beiträge zu Friedenskonferenzen und Salons zwischen 1890 und 1910; Unterstützung des Völkerbunds in den zwanziger Jahren und das Vorantreiben der Diplomatie nach dem Ersten Weltkrieg; Hilfe beim Aufbau einer starken transatlantischen Partnerschaft in den fünfziger Jahren; das Knüpfen von Kontakten zwischen beiden Seiten während des Kalten Krieges in Europa; Wegbereitung für den Beginn von Friedensprozessen in Nordirland, Israel/Palästina und Südafrika; und Stärkung der Zivilgesellschaften und ziviler Freiheiten in den Transformationsländern Mittel- und Osteuropas.

Natürlich findet die Kulturdiplomatie privater Akteure wie Stiftungen nicht in einem Vakuum statt. „Hohe“ Politik, staatliche Diplomatie und kulturdiplomatisches Engagement des Staates können die schönen Bemühungen der Zivilgesellschaft fördern oder vereiteln. Das Zusammenspiel von staatlicher (Track I) und privater Kulturdiplomatie (Track II) sowie ganz allgemein das komplexe Umfeld von Kulturdiplomatie in einer globalisierten Welt werden deshalb auf den folgenden Seiten ausführlich untersucht. Wir blicken auf kulturelle, politische und verwaltungstechnische Hürden, die eine bessere Kooperation zwischen westlichen Partnern und Chinas expandierender Zivilgesellschaft verhindern.



Die in diesem Band versammelten Autoren analysieren Chinas kulturdiplomatische Bemühungen aus chinesischer und westlicher Perspektive. Auch gehen sie der Frage nach, ob wir es mit einem „auftrumpfenden neuen China“ und einer „auftrumpfenden chinesischen Kulturdiplomatie“ zu tun haben und wie es um Chinas Erfolge (oder deren Ausbleiben) in Sachen „sanfter Macht“ bestellt ist.

Dieser Band unternimmt nicht den Versuch, das Konzept der Soft Power (wie es von Joseph Nye formuliert wurde, der in dieser Publikation ebenfalls mit einem Beitrag vertreten ist) oder der Kulturdiplomatie neu zu definieren. Vielmehr verweisen wir auf die unterschiedliche Verwendung der Begriffe im interkulturellen Kontext und ihre fehlende Eindeutigkeit, wenn wir verwandte Aspekte diskutieren. Generell halten wir es für sinnvoll, sich Soft Power als das Herzstück internationaler Verständigung vorzustellen, mit Kulturdiplomatie als ihrem zentralen Instrument. Kulturdiplomatie als Instrument der internationalen Beziehungen bedeutet im Kern, Vertrauen zu schaffen und voneinander zu lernen.

Diese Publikation erhebt nicht den Anspruch, eine endgültige und umfassende Analyse von Kulturdiplomatie oder der Beziehungen zu China zu liefern. Sie ist vielmehr als Debattenbeitrag gedacht. Unser Austausch über Kulturdiplomatie, China und die Rolle von Stiftungen begann vergangenes Jahr anlässlich eines internationalen Runden Tisches zum Thema, den die Stiftung Mercator initiiert hatte. Das Gespräch erwies sich als so fruchtbar, dass es uns zu diesem Band inspirierte. Wir hoffen, dass dieses Buch wiederum weitere Diskussionen anregen wird.

Erlauben Sie uns, mit ein paar Worten über das Projekt „Aufklärung im Dialog“ der Stiftung Mercator zu schließen. Als wir dieses Projekt im April 2011 ins Leben riefen, parallel zu der Ausstellung „Die Kunst der Aufklärung“, schlug uns in der Presse eine Menge Gegenwind entgegen – vor allem, als wenige Tage nach der Eröffnungszeremonie die chinesische Polizei den Künstler und Aktivist Ai Weiwei verhaftete. Mehrere Wochen lang empörten sich die deutschen Medien über die vermeintliche „Unterstützung“, die China von der Stiftung Mercator, den Staatlichen Museen zu Berlin, den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, den Bayrischen Staatsgemäldesammlungen in München und der Bundesregierung erhalte, die alle gemeinsam an Projekten zur Aufklärung mitwirkten. Wir hatten von Anfang an damit gerechnet, daheim eine schlechte Presse für die Aufklärungsdialoge zu bekommen, wie es bei fast jedem in China durchgeführten Projekt der Fall ist. Doch es fällt schwer, die Logik hinter den vielen kritischen Wortmeldungen in den Medien und Teilen der Öffentlichkeit nachzuvollziehen, die ein „Ende des

Dialogs“ forderten, als er begann, tatsächlich schwierig und heikel zu werden. Für uns waren diese problematischen Vorfälle lediglich ein weiterer Beleg dafür, dass beide Seiten diesen Dialog dringend brauchen. Wenn man die Wahl hat zwischen Kommunikation (was auch bedeutet, dass man unüberbrückbare Gegensätze und heftige Konflikte akzeptieren muss) und Nicht-Kommunikation, dann sollte die Entscheidung doch auf der Hand liegen.

Zum Dialog gibt es keine Alternative.

Gemeinsam Lösungen zu finden und die Kluft in der Kommunikation zwischen China und dem Westen zu überbrücken, sind große, ausgesprochen schwierige und umso dringendere Unterfangen.

**Helmut K. Anheier und Bernhard Lorentz**

# Stiftungen im komplexen Umfeld der Kulturdiplomatie

HELMUT K. ANHEIER

Als Raymond Williams 1976 seinen berühmten Ausspruch tat, „Kultur“ sei eines der komplexesten Wörter der englischen Sprache, hätte er gleich die Diplomatie als einen der komplexesten Bereiche der internationalen Beziehungen hinzufügen können. Und Stiftungen, der dritte Bestandteil der zentralen Triade dieses Aufsatzes, könnte man als den komplexesten Organisationstyp bezeichnen, da sie die Grenzen zwischen privatem und öffentlichem Interesse, zwischen Unabhängigkeit und Abhängigkeit, zwischen national und international ausloten.

Wegen der Komplexität der Grundfragen, denen dieser Aufsatz – und der Band insgesamt – nachgehen, werde ich mit einigen Arbeitsdefinitionen beginnen, bevor ich mit meiner Argumentation fortfahre.

Stiftungen sind private, selbstverwaltete und gemeinnützige Organisationen, die über ein Vermögen verfügen, das einem öffentlichen Zweck gewidmet ist. Stiftungen sind finanziell relativ unabhängig – sie gehören zu den unabhängigsten Institutionen moderner Gesellschaften. Dem Markt oder Staat nicht verpflichtet, können sie, innerhalb der gesetzlichen Auflagen und ihrer eigenen Satzung, ihren Auftrag und ihre Strategie weitgehend selbst bestimmen. Diese Freiheit bietet enormes Potenzial. Klar ist aber auch, dass die Ausstattung von Stiftungen – sowohl was ihre finanziellen Ressourcen als auch ihre politische Legitimität anbelangt – selten ausreicht, um ihre Ziele im Alleingang zu erreichen. Stiftungen agieren daher, obwohl sie unabhängig sind, in einem Umfeld vielfältiger Stakeholder.

In ihrem grundlegenden Aufsatz „The Case for Cultural Diplomacy“ aus dem Jahre 2003 schrieb Helena Finn, Kulturdiplomatie sei „die Förderung des gegenseitigen Verständnisses durch kulturellen Austausch“. Wenngleich der Begriff der Kulturdiplomatie noch relativ jung ist, hat diese Praxis schon

immer existiert; sie wurde sowohl von gut- als auch bösartigen Regimen angewandt. Ein Bericht von Demos aus dem Jahre 2007 nennt einige Beispiele: „Rubens war sowohl Hofkünstler als auch offizieller Botschafter. Die Filme von Leni Riefenstahl und die Architektur von Albert Speer standen in den dreißiger Jahren im Dienste des Naziregimes. Der Kalte Krieg fußte auch auf kulturellen und wissenschaftlichen Stellvertreterkämpfen zwischen Ost und West in Form des Bolschoi-Balletts, des abstrakten Expressionismus und des Wettlaufs ins All.“<sup>1</sup>

Kulturdiplomatie basiert auf der Prämisse, dass Kultur in den internationalen Beziehungen eine grundlegende Funktion hat. Sie ist ganz allgemein ein integraler Bestandteil von Diplomatie – von lokalen, von den Botschaften angestoßenen Initiativen bis hin zu internationalen Programmen wie dem Fulbright-Programm. Wenig verwunderlich ist, dass Kulturdiplomatie eng mit dem verknüpft ist, was Joseph Nye als Soft Power bezeichnet hat. Tatsächlich könnte man Kulturdiplomatie als eine Unterkategorie von Soft Power bezeichnen, bei der es darum geht, „das zu bekommen, was man will, indem man andere für sich einnimmt, anstatt ihre materiellen Anreize zu beeinflussen.“<sup>2</sup> Nye ergänzt: „Soft Power nutzt eine andere Währung (nicht Gewalt, nicht Geld), um Kooperation zu erzeugen – eine Anziehungskraft, die auf geteilten Werten basiert und der Rechtschaffenheit und Pflicht, diesen Werten gerecht zu werden.“<sup>3</sup> Kulturdiplomatie sorgt gewissermaßen dafür, dass Soft Power funktionieren kann.

Kulturdiplomatie umfasst sämtliche Akteure aus „Wissenschaft, Sport und Populärkultur bis hin zu den darstellenden und visuellen Künsten“. Ihr Handeln zielt darauf ab, die Beziehungen zwischen zwei Ländern oder Kulturkreisen zu verbessern.<sup>4</sup> Die wichtigsten Erscheinungsformen von Kulturdiplomatie sind erstens die staatlich finanzierte Kulturdiplomatie, zum Beispiel die Ping-Pong-Diplomatie zwischen China und den USA in den siebziger Jahren; zweitens die Kulturdiplomatie der unabhängigen und halbunabhängigen Institutionen, beispielsweise des Goethe-Instituts, des British Council und der Socrates- und Erasmus-Programme der Europäischen Union; drittens die Kultur-

---

<sup>1</sup> Kirsten Bound u.a., *Cultural Diplomacy* (2007), 21; [www.demos.co.uk/publications](http://www.demos.co.uk/publications).

<sup>2</sup> Joseph Nye, *The Powers to Lead* (2008), 29.

<sup>3</sup> Nye wandelte später die Unterscheidung von „harter“ und „sanfter“ Macht um in eine Trichotomie aus „sanfter“, „harter“ und „intelligenter“ Macht (Smart Power), wobei sich letztere auf die Fähigkeit bezieht, harte und sanfte Macht effektiv zu kombinieren und zu entscheiden, wann die eine, die andere oder beide einzusetzen seien. Diese verfeinerte Unterscheidung wird hier jedoch nicht weiter verfolgt. Joseph Nye, *Soft Power: The Means to Success in World Politics* (2004), 7.

<sup>4</sup> Bound u.a., *Cultural Diplomacy*, 26.

diplomatie privater Akteure, entweder der Unternehmen als Teil ihrer Corporate Social Responsibility-Strategie oder ihrer Öffentlichkeitsarbeit oder der gemeinnützigen und Wohltätigkeitsorganisationen. In dieser dritten Kategorie finden wir Stiftungen und verwandte Organisationen.

Hard Power und Soft Power werden meist im Zusammenhang mit Staaten diskutiert. Doch die Koexistenz von Track-I- (staatliche und öffentliche Behörden) und Track-II-Akteuren (private, zivilgesellschaftliche Akteure, zum Beispiel NGOs oder gesellschaftliche Führungspersonen) und ihrer Arbeit verdient ebenso unsere Aufmerksamkeit, vor allem hinsichtlich ihres kulturdiplomatischen Engagements.

Stiftungen sind ein spezieller und meiner Ansicht nach besonders wichtiger Mitspieler unter den nichtstaatlichen Akteuren. Dieser Aufsatz stellt daher die Frage: Was ist die Funktion von Stiftungen als Track-II-Akteure in der Kulturdiplomatie? Was für Modelle sind denkbar, wo liegen ihre Stärken und Grenzen, vor allem in der Gestaltung der Beziehungen zwischen Staat (Track I) und Stiftung (Track II)?

In diesem Aufsatz wird argumentiert, dass die Position von Stiftungen und ihres kulturdiplomatischen Engagements vor allem davon abhängt, wie sich der Kontakt zwischen Track-I- und Track-II-Akteuren gestaltet – sowohl, was die Sichtbarkeit des jeweiligen politischen Gegenstands oder Ereignisses als auch das Konfliktpotenzial angeht, das dem jeweiligen Verhältnis zwischen Staat und Gesellschaft innewohnt.

### **Die Vorteile von Stiftungen**

Das Wirken von Stiftungen ist in der Literatur ausführlich beschrieben worden.<sup>5</sup> Zwei Funktionen ragen hervor: Stiftungen können soziale, kulturelle oder Bildungsbedürfnisse befriedigen, die anderweitig unbefriedigt bleiben; und sie können die Problemlösungskapazität von Akteuren verbessern, indem sie durch Forschung, Fürsprache oder Dialog nach Lösungen suchen.

Stiftungen sind nur einer von vielen Akteuren, darunter NGOs, Künstler, Erzieher und Kulturexperten. Doch ihre komparativen Vorteile<sup>6</sup> helfen ihnen, ihre erklärten Ziele zu erreichen: In ihrer Rolle als soziale oder kulturelle Unternehmer können sie auf Bedürfnisse reagieren, Programme initiieren, Aktivitäten entwerfen und unterschiedliche Gruppen oder Interessensvertreter zusammenbringen. Stiftungen können bei der Zusammenarbeit vorangehen und selbsttragende Institutionen und Organisationen einrichten; sie

<sup>5</sup> Helmut K. Anheier und David Hammack, *American Foundations: Roles and Contributions* (2010).

<sup>6</sup> Ebd.

können programmatische, soziale und politische Risiken auf sich nehmen, finanzielle und kulturelle Werte erhalten und bestimmte Normen und Praktiken schützen. Was Stiftungen von anderen Akteuren unterscheidet, ist, dass sie langfristig handeln können und nicht den kurzfristigen Erwartungen der Märkte oder der Politik unterworfen sind.

Stiftungen sind keineswegs perfekte Institutionen. Meist fehlt es ihnen an Mitteln, um ihre zuweilen eher luftigen Ziele zu erreichen. Sie können partikularistisch sein und Einzelinteressen über das Allgemeinwohl stellen, ungeachtet weitverbreiteter Präferenzen, Bedürfnisse und Gefühle. Oder sie können paternalistisch sein und die Auffassungen anderer missachten, unabhängig davon, wie begründet oder unbegründet diese sein mögen. Nicht zuletzt verhalten sich Stiftungen zuweilen amateurhaft, wenn sie sich auf „informierte Dilettanten“ verlassen beziehungsweise sich selbst so verhalten und glauben, alles besser zu wissen.

Stiftungen sind außerdem unvollständige Institutionen, vor allem Stiftungen, die Fördermittel vergeben und ihre Ziele zu verwirklichen versuchen, indem sie andere Organisationen, Netzwerke oder Einzelpersonen unterstützen. Diese Unterstützung erfolgt meist in Form von finanzieller Förderung, aber sie kann auch Sachleistungen umfassen, von Expertise bis zu Büroräumen. Der entscheidende Punkt ist, dass Stiftungen auf Drittparteien angewiesen sind, also auf Koalitionspartner beziehungsweise bestimmte Einzelpersonen, die im Bereich der Kulturdiplomatie gut positioniert sind und die gemeinsamen Ziele vorantreiben können. Deshalb sind Stiftungen, ebenso wie diplomatische Dienste, netzwerkbildende Organisationen. Sie sind geprägt von dem Umfeld, in dem sie agieren.

## Beziehungen und Modelle

Um zu verstehen, wie Stiftungen sich als Track-II-Akteure in das Feld der Kulturdiplomatie einfügen und vor allem wie Track-I- und Track-II-Akteure interagieren, können wir auf Adil Najams Modell der „vier K“ zurückgreifen.<sup>7</sup> Schaubild 1 zeigt eine Typologie der Beziehungen zwischen Stiftungen und Track-I-Stakeholdern; es untersucht, in welchem Maße sich ihre jeweiligen Ziele und Mittel überschneiden.

---

<sup>7</sup> Im Englischen die „vier C“; Adil Najam, „The four C's of Third Sector-Government-Relations: Cooperation, Confrontation, Complementarity, and Co-optation“, *Nonprofit Management and Leadership* 10, Nr. 4 (2000), 375-397.

**Schaubild 1:**  
Das Vier-K-Beziehungsmodell

		Ziele	
		gleich	ungleich
Mittel	gleich	Kooperation	Kooptation
	ungleich	Komplementarität	Konfrontation

Quelle: Najam (2000)

**Kooperative Beziehungen:** Wenn Ziele und Mittel ähnlich sind, dann entwickeln Stiftungen und Track-I-Akteure (vor allem staatliche) eine kooperative Beziehung. Nimmt man beispielsweise die Ausstellung „Die Kunst der Aufklärung“ in China (eine Zusammenarbeit zwischen drei deutschen Museen und dem Peking Nationalmuseum, unterstützt durch Salons und Foren der Stiftung Mercator), so könnte man argumentieren, dass kooperative Beziehungen entstehen, wenn sowohl die chinesische Regierung als auch die Stiftung ein gemeinsames Interesse daran haben, den Dialog zwischen chinesischen und deutschen Künstlern zu fördern. In diesem Fall könnten sie bei einem offenen und konkurrenzfähigen Austauschprogramm miteinander kooperieren.

**Komplementäre Beziehungen:** Wenn die Ziele ähnlich, die Mittel aber verschieden sind, entsteht eine komplementäre Beziehung zwischen Stiftungen und Staat. Zum Beispiel könnten Stiftungen die Bemühungen des chinesischen Kulturministeriums, moderne chinesische Kunst in Europa auszustellen, flankieren, indem sie Künstler aus ländlichen Gegenden einladen oder solche aus weniger bekannten Epochen vorstellen, die von offiziellen Programmen nicht berücksichtigt werden.

**Kooptierende Beziehungen:** Wenn die Ziele verschieden, die Mittel aber ähnlich sind, dann versuchen Regierungen eine kooptierende Beziehung mit privaten Organisationen herzustellen. Ein Beispiel wären die Gelder für künstlerische Entwicklung, die an einheimische Graswurzelorganisationen in den chinesischen Provinzen fließen – in Programme, die denen der Regierung durchaus ähneln. In einer solchen Situation könnten staatliche Behörden versuchen, Graswurzelorganisationen und Stiftungen zu kooptieren, um ihre eigene Agenda voranzutreiben.

**Konfrontative Beziehungen:** Wenn sowohl die Ziele als auch die Mittel verschieden sind, dann finden sich der Staat und der gemeinnützige Sektor in einer konfrontativen Beziehung wieder. Beispiele hierfür wären die Versu-

che einiger Stiftungen, in Sachen kulturelle Freiheit auf den Staat Druck auszuüben; Interessensgruppen von Künstlern, die einen besseren Schutz der Meinungsfreiheit fordern; oder auch Antiglobalisierungsgruppierungen, die gegen die Dominanz des westlichen Kunstmarkts demonstrieren.

Najams Vier-K-Modell (Schaubild 1) mag zweifellos eine grobe Vereinfachung darstellen, doch es fordert uns heraus, unsere Perspektiven zu schärfen: Einerseits führt es dazu, dass wir diplomatische Akteure, Track-I- wie Track-II-Akteure, als strategische Akteure innerhalb umkämpfter Politikfelder sehen, in denen knappe (materielle oder immaterielle) Ressourcen eingesetzt werden, um die eigene Position voranzutreiben. Andererseits identifiziert das Modell die Ziele und Mittel dieser strategischen Akteure als relevante Faktoren, die darüber entscheiden, ob Akteure miteinander konkurrieren oder strategische Allianzen oder Koalitionen bilden, um die eigene Position durch neue Ressourcen oder größeren Einfluss voranzutreiben.

Lassen Sie uns abschließend auf zwei weitere Faktoren schauen, die man Najams Modell hinzufügen könnte, um besser zu verstehen, was Inhalt und Stil des strategischen Handelns und Entscheidens von Stiftungen in einem gegebenen Politikfeld beeinflusst.

### Sichtbarkeit und Stil in der Kulturdiplomatie

Das folgende Modell (Schaubild 2) erweitert das vorangehende und bezieht politische Sichtbarkeit und Stil mit ein. Sichtbarkeit bezieht sich auf die allgemeine politische Relevanz eines Themas oder kulturellen Ereignisses. Mit Stil sind das Ausmaß an Konflikt oder Konsens gemeint, das mit einer bestimmten politischen Frage oder einem Ereignis einhergeht, und die daraus entstehenden Formen von Governance bei Kooperation, Koalitionsbildung oder Machtpolitik (einschließlich der Drohung, „harte“ Machtformen anzuwenden). Mit diesen zusätzlichen Variablen ergibt sich folgendes Bild:

**Schaubild 2:**

Politikstil und Interaktion zwischen Track-I- (Staat) und Track-II-Akteuren (Stiftung)

	<i>geringe Sichtbarkeit des Gegenstands oder Ereignisses</i>	<i>starke Sichtbarkeit des Gegenstands oder Ereignisses</i>
<i>Konsens</i>	zurückhaltende Koordination oder „durchwursteln“	Unterstützung und Koordination oder „durchführen“
<i>Konflikt</i>	zurückhaltende Koordination oder „durchlaufen“	Politisches und strategisches vorgehen oder „durchboxen“



- a.) *Durchwursteln*: In diesem Szenario unterscheiden sich die Erwartungen der verschiedenen Track-I- und Track-II-Akteure, ihr Handeln ist fragmentiert. Der Gegenstand der Kulturdiplomatie wird von anderen als bedeutungslos wahrgenommen, er stellt weder eine Bedrohung dar noch erscheint er ihnen unterstützungswert. Kulturdiplomatie wird hier zu einem maßvollen „Durchwursteln“ mit uneindeutigen und unspektakulären Resultaten, weil die wichtigsten Parteien oder Interessengruppen, die die kulturelle Agenda bestimmen, nicht weiter interessiert sind. In den vergangenen zehn Jahren waren die Beziehungen zwischen der Europäischen Kulturstiftung und der Europäischen Kommission meistens so geartet. Während die Europäische Kulturstiftung mit einigen Bündnispartnern in den verschiedenen europäischen Mitgliedstaaten versuchte, für die Institutionen der EU in Kulturfragen eine umfassendere und aktivere Rolle durchzusetzen, maß die Kommission diesem Vorhaben viel weniger Bedeutung zu und konzentrierte sich stattdessen auf eine begrenzte Zahl von Programmen wie das der „Europäischen Kulturhauptstadt“. In einer solchen Konstellation liegt die Stärke von Stiftungen darin, dass sie als Vermittler oder Unternehmer auftreten können. Andererseits besteht angesichts der undefinierten Natur des Politikfelds die Gefahr, dass Stiftungen in einen gewissen Partikularismus verfallen, indem sie sehr spezifische, eng gesteckte Zielsetzungen verfolgen, die nicht die wahren Bedürfnisse der jeweiligen Länder oder Beziehungen widerspiegeln. Im Allgemeinen aber werden Stiftungen in diesem Szenario eng mit dem Staat zusammenarbeiten und Programme fördern, die die staatliche Politik ergänzen.
- b.) *Durchlaufen*: Auch wenn die Kulturpolitik im politischen Tagesgeschäft eine Angelegenheit von geringer Sichtbarkeit bleibt, gibt es auf kleiner Flamme laufende Bemühungen, die kulturelle und diplomatische Agenda weiter voranzutreiben. Stiftungen kennen die bestehenden ideologischen Empfindlichkeiten, die Vielfalt der Akteure in den unterschiedlichen Interessengruppen und das daraus resultierende Konfliktpotenzial. Sie sind für die Tatsache sensibilisiert, dass die politische Infrastruktur (repräsentative Institutionen, Lobbygruppen, Think-Tanks) für den Kulturbereich unterentwickelt bleibt. Deshalb sind ihre Initiativen vorsichtig und weitgehend auf Informationsbeschaffung, Dialog oder die Gewinnung von Unterstützern für künftige, ehrgeizigere Programme beschränkt. Ein Beispiel für diese Art von Diplomatie ist der Versuch der Soros-Stiftung, die orthodoxe Wirtschaftswissenschaft mit dem neugegründeten Institute for New Economic Thinking herauszufordern und direktere und nachhaltigere Ansätze für die Entwicklung neuer makroökonomischer Modelle zu finden. In die-

sem Szenario können Stiftungen Institutionen schaffen. Da diese Situation aber Klugheit und Geschick erfordert, sind Stiftungen dem Risiko ausgesetzt, sich amateurhaft zu verhalten, wenn sie verkennen, dass Vorsicht und allmählicher Wandel Tugenden sind; wenn sie schnelle Ergebnisse durchsetzen wollen, laufen sie Gefahr, ihre eigenen Projekte zu torpedieren. Schließlich lässt sich aber sagen, dass die Beziehungen zwischen Staat und Stiftung im Allgemeinen kooperativ sein werden.

- c.) *Durchboxen*: Kulturpolitik wird immer komplizierter und wichtiger, weil es politisch und ökonomisch um immer höhere Einsätze geht. Mächtige Interessen und ihre jeweiligen Vertreter auf der nationalen und internationalen Ebene wachen achtsam über jeden Schritt, der in Richtung Politikformulierung unternommen wird. Politik und Planung sind geprägt davon, dass die wichtigsten Akteure beider Tracks aktiv Strategien entwerfen; ihr Handeln umfasst eine breite Palette von Taktiken, darunter präventives Hinhalten, Hinterzimmerabsprachen und Schikane. Zwischen den wichtigsten beteiligten Parteien scheint sich kein breiter Konsens zu entwickeln. Wichtige Beispiele sind hier die Lage, in die einige europäische Stiftungen nach dem Arabischen Frühling gerieten, oder die Angriffe auf den Open Society Fund in Russland in den neunziger Jahren. In einem solchen Umfeld könnten Stiftungen eine notwendige Rolle als Mittler oder Schutzpatron spielen. Häufig aber bringen sich Stiftungen durch die Haltung „Wir wissen es besser“ oder „Wir wissen sowieso alles“ in Schwierigkeiten, wenn sie ihre Interessen mithilfe von Drittparteien verteidigen oder durchsetzen. In diesem Kontext sollten Stiftungen selbstbewusst und offen auftreten, aber keinesfalls paternalistisch, weder beim Setzen ihrer Prioritäten noch in ihrer Strategie. In einem von politisch-taktischem Verhalten geprägten Umfeld werden die Beziehungen zwischen Staat und Stiftung häufig konfrontativ oder sogar feindselig sein, und Stiftungen laufen zudem Gefahr, sich von staatlichen Interessen kooptieren zu lassen.
- d.) *Durchführen*: Hierin spiegelt sich das relativ gut koordinierte Bemühen der wichtigsten Track-I- und Track-II-Akteure wider, ein konstruktives politisches Umfeld für kulturelle Verständigung und Austausch zu schaffen. Weil sie begriffen hat, dass Kulturdiplomatie wichtig ist, um das Verhältnis zwischen Staaten und ihren Bevölkerungen zu verbessern, zielt die Politik darauf ab, Kulturorganisationen finanziell und politisch zu unterstützen, die Regierungen dabei helfen, dieses grundlegende Bedürfnis zu befriedigen. Die verschiedenen Track-I- und Track-II-Akteure begrüßen dieses Interesse, haben einen breiten Konsens erreicht und versuchen den politischen Prozess entsprechend zu beeinflussen. Die Arbeit der Aventis-Stif-

tung im Bereich der Tuberkulose- und HIV/AIDS-Prävention im südlichen Afrika ist ein gutes Beispiel. Sich des hochgradig politisierten Problems und der hohen kulturellen Sensibilität bewusst, die mit den beiden Krankheiten einhergeht, verfolgte die Stiftung bei der Entwicklung und Umsetzung ihrer Programme einen maßvollen, kooperativen und koalitionsbasierten Ansatz. In diesem Bereich sind Stiftungen eine wertvolle Ergänzung der breiter angelegten diplomatischen Bemühungen. Auf der anderen Seite müssen Stiftungen oft genug feststellen, dass ihre Kapazitäten nicht ausreichen, um die erwünschten Ziele zu erreichen. Die Beziehungen zwischen Staat und Stiftung sind kooperativ.

### **Die Rolle von Stiftungen in der Welt**

Diese Muster, basierend auf der Typologie der Beziehungen zwischen Staat und Stiftung, leiten sich eher induktiv von empirischen Beobachtungen als von theoretischen Annahmen und Imperativen ab. Sie reflektieren aber die Grundannahmen eines Ansatzes, der Stiftungen als Track-II-Akteure in der Kulturdiplomatie näher untersucht. Eine solche Untersuchung wiederum wird uns dabei helfen, die Risiken und Chancen für Stiftungen als besonders unabhängiger Akteurstyp innerhalb der internationalen Beziehungen konzeptionell besser zu erfassen.

Bekanntlich hat Joseph Nye diejenigen, die sich mit den internationalen Beziehungen beschäftigen, dazu ermutigt, über tradierte Begriffe der „harten“ Macht in all ihren Erscheinungsformen hinauszudenken, um die Rolle und Entscheidungen von Akteuren auf der internationalen Bühne zu verstehen und zu erklären. Ein Bereich, in dem sich dieser Ansatz wegen der Vielzahl der beteiligten Akteure und der unabsehbaren Folgen von „harter“ Macht als außerordentlich wertvoll erwiesen hat, ist zweifelsohne die Kulturdiplomatie. Track-II-Akteure, also nichtstaatliche Akteure wie Stiftungen oder NGOs, sind angesichts ihrer begrenzten, aber spezialisierten Ressourcen besonders geneigt, Soft-Power-Ansätze anzuwenden. Stiftungen sind innerhalb der Gruppe der Track-II-Akteure ein Spezialfall, weil sie als private, selbstverwaltete und gemeinnützige Organisationen verhältnismäßig unabhängig sind. Diese Freiheit birgt allerdings auch Risiken, wenn es um mögliche strategische Entscheidungen geht. Die oben beschriebenen vier Beziehungsmuster lassen sich als vorsichtige Empfehlungen verstehen. Wenn Stiftungen ihr politisches Umfeld angemessen identifizieren und die vielen damit verbundenen Risiken meiden, haben sie das Potenzial, als Mittler, Unternehmer und Institutionenbauer eine wichtige Funktion auszuüben. Sie sind eine wertvolle Ergänzung zu staatlichen Bemühungen, die internationalen Beziehungen zu verbessern.

# **New Governance, neue Diplomatie und die Rolle von Stiftungen**

BERNHARD LORENTZ

Die Mitwirkung von Stiftungen an der globalen Politik ist alles andere als neu. Aber angesichts der Tatsache, dass sich die transnationalen Probleme schneller mehren als die Kapazitäten der internationalen Gemeinschaft für effektive Kooperation, und angesichts der Empfindlichkeiten, die es bei der Zusammenarbeit mit nichtdemokratischen Staaten und ihrer Bevölkerung gibt, war es noch nie wichtiger, konstruktive Rollen für Stiftungen im transnationalen Kontext zu bestimmen.

Um die möglichen und die idealen Rollen aufzuzeigen, die Stiftungen heute im transnationalen Raum spielen könnten und sollten, vor allem in der Kulturdiplo­matie, müssen wir uns die spezifischen Merkmale von Stiftungen vor dem Hintergrund der allgemeinen Veränderungen im Verständnis von Regierung („Governance“) und Organisation ansehen, ebenso wie die Rolle nicht-staatlicher Akteure im Transnationalisierungskontext. Dieser Artikel nimmt Giuliana Gemellis historische Untersuchung der Stiftung als gemeinschaftserhaltende Einrichtung zum Ausgangspunkt und erkundet die Chancen und Probleme dieser gemeinschaftserhaltenden Funktion im Kontext einer transnational vernetzten Weltgesellschaft und Multistakeholder-Diplomatie. Welche Rolle kann und soll die Stiftung im Kontext von Globalisierung und New Governance spielen? Stiftungen, so meine Argumentation, eignen sich gut dazu, in einem Umfeld der globalen Vernetzung zu agieren. Sie sind bestens geeignet, eine zu fördern, zu gestalten und zu erhalten, durch die Schaffung von Lernplattformen und Bewusstseinsräumen als Arenen transkulturellen Austauschs und kooperativer Innovation, um die transnationalen Problemlösungskapazitäten einer Welt sicherzustellen, die vor rasch entstehenden neuen Herausforderungen steht.

## Den Wandel weiterführen

Historisch gesehen hatten Stiftungen vor allem die Funktion, Institutionen wie Waisenhäuser oder Schulen zu betreiben oder Almosen und Kleidung zu verteilen.<sup>1</sup> Sie waren lokal eingebettet und so organisiert, dass sie auf unmittelbare lokale Bedürfnisse reagieren konnten. Im Laufe der Zeit führte die zunehmende Internationalisierung dazu, dass die Aktivitäten von Stiftungen sich über die lokale hinaus und auf die nationale und internationale Ebene erstreckten.<sup>2</sup> In ihrer Analyse dieses Anpassungsprozesses stellt Gemelli die These des „differenzierten Isomorphismus“ vor. Sie besagt, dass die „Strukturen und sozialen Funktionen [der Stiftungen] bemerkenswert ähnlich sind, aber dass sich ihre Konfiguration, Ziele und organisatorischen Modelle mit dem historischen und sozialen Kontext verändern“.<sup>3</sup> Sie beschreibt Stiftungen als pfadabhängige Institutionen, eingebettet in und deshalb Spiegel der evolutionären Strukturen von Gesellschaften und Kulturen „im Hinblick auf universelle Bedürfnisse“. Lynne Zucker hat bekanntermaßen argumentiert, dass das kulturelle Fortdauern von Praktiken in einem engen Zusammenhang mit ihrem Grad an Institutionalisierung steht.<sup>4</sup> Daraus folgt, dass wenn sich Stiftungen – als zutiefst institutionalisierte Organisationen – dennoch verändern, beispielsweise in ihren Zielen oder ihrer Organisationsstruktur, dann spiegelt dies eine allgemeine Veränderung der Konfiguration und wachsende Akzeptanz für ein neues Organisationsparadigma wider. Dieser Artikel wird deshalb versuchen, die sich ändernde Rolle von Stiftungen mit allgemeinen, paradigmatischen Veränderungen in den Strukturen von Organisationen und Governance in Beziehung zu setzen.

Zunächst aber möchte ich gern näher auf die beständigen Merkmale von Stiftungen eingehen. Gemelli zufolge haben sie seit jeher zwei Ziele verfolgt. Erstens haben Stiftungen seit ihren frühesten Anfängen den Gedanken verbreitet, privaten Wohlstand für das Gemeinwohl zu spenden und so Menschen, die sich in weniger glücklichen Situationen wiederfanden, innerhalb

---

<sup>1</sup> Helmut K. Anheier und Siobhan Daly, „Roles of Foundations in Europe: A Comparison“, in: *The Legitimacy of Philanthropic Foundations: United States and European Perspectives*, hg. von Kenneth Prewitt u.a. (2006).

<sup>2</sup> Der Begriff ‚transnationale Beziehungen‘ bezieht sich Thomas Risse-Kappen zufolge auf „regelmäßige Interaktionen über nationale Grenzen hinweg, sofern mindestens ein Akteur nicht-staatlich ist oder nicht im Namen einer nationalen Regierung oder einer intergouvernementalen Organisation handelt“. Thomas Risse-Kappen, „Introduction“, in: *Bringing Transnational Relations Back In*, hg. von Thomas Risse-Kappen (1995).

<sup>3</sup> Giuliana Gemelli, „Historical Changes in Foundation Functions and Legitimacy in Europe“, in: *The Legitimacy of Philanthropic Foundations* (2006), 178.

<sup>4</sup> Lynne G. Zucker, „The Role of Institutionalization in Cultural Persistence“, *American Sociological Review* 42, Nr. 5 (1977), 726-743.

einer Gemeinschaft zu stärken, was auf einen stabilen Begriff von Verantwortung gegenüber der Stärkung und Erhaltung der Gemeinschaft hindeutet. Zweitens steckt in der Ausdehnung der Beziehung zwischen Stifter und Begünstigten über die Lebenszeit des Stifters hinaus eine Vorstellung von Nachhaltigkeit und „Verantwortung gegenüber der nächsten Generation“.<sup>5</sup> Diese zwei Ziele bestimmen auch heute noch die Arbeit von Stiftungen, doch der Kontext, in dem sie verfolgt werden, hat sich stark verändert.

### Von der Gemeinschaft zur globalen Gesellschaft

Während Stiftungen früher dazu tendierten, das Spezifische und das Heilige zu bewahren, gehören zu ihren heutigen zentralen Anliegen die Förderung von Pluralismus und des Verständnisses zwischen den Kulturen sowie die Unterstützung von Innovation.<sup>6</sup> Auf den ersten Blick erscheint dies widersprüchlich und wie ein 180-Grad-Kurswechsel in der Zielsetzung. Tatsächlich aber spiegelt sich darin nicht so sehr ein Wandel in der Funktion von Stiftungen (die Erhaltung der Gemeinschaft) als vielmehr eine Veränderung des Kontexts und der gesellschaftlichen Bedürfnisse. Erstens hat es eine Neudefinition und Erweiterung des Konzepts der Gemeinschaft gegeben. Die Zentralität der Gemeinschaft ist allmählich durch einen Fokus auf Gesellschaft ersetzt worden. Zudem hat sich das Verständnis von Gesellschaft über den Nationalstaat hinaus verschoben und ist nun global geworden, wie an Niklas Luhmanns „Weltgesellschaft“ und vor allem der „globalen Zivilgesellschaft“<sup>7</sup> abzulesen ist. Dieser neue Kontext ist von raschen Veränderungen und der Entstehung transnationaler Probleme geprägt, die kooperative Lösungen verlangen. Darüber hinaus führt die zunehmende Interdependenz dazu, dass die Erhaltung bestimmter Gemeinschaften transkulturelle Kooperation und die Pflege von Pluralismus erforderte, um Innovation zu ermöglichen. Obwohl das Paradigma des interkulturellen Dialogs voll ausgeschöpft worden ist, bleiben in der Praxis viele Ressourcen des transkulturellen Lernens und der Innovation immer noch ungenutzt.

Anstatt miteinander unvereinbar zu sein, scheinen die Erhaltung der Gemeinschaft und das Vorantreiben sozialen Wandels heute interdependent geworden zu sein. Moderne Stiftungen sind in einen Kontext eingebettet, der das Überschreiten von Grenzen notwendig macht. Dieser Kontext zwingt Stiftun-

<sup>5</sup> Gemelli, „Historical Changes“, 177.

<sup>6</sup> Helmut K. Anheier und Siobhan Daly, „Roles of Foundations in Europe: A Comparison“, in *The Legitimacy of Philanthropic Foundations*.

<sup>7</sup> Lester M. Salamon und Helmut K. Anheier, *Global Civil Society. Dimensions of the Nonprofit Sector* (1999).

gen dazu, neue Herausforderungen anzunehmen, ihre Rolle neu zu erfinden und zu Agenten des sozialen Wandels zu werden, um ihre soziale Funktion – die Erhaltung der nunmehr neuen, flexibleren und fluiden Gemeinschaft – weiterhin ausüben zu können. Der Prozess der Anpassung der Stiftungsarbeit an diesen neuen Kontext braucht Zeit und den Mut, nach der Methode „trial and error“ zu lernen. Und er erfordert transkulturelles Unternehmertum. All das schafft Herausforderungen, die den Stiftungen eine steile Lernkurve abverlangen, aber auch Chancen in einer immer globalisierteren Welt.

### **Die Architektur der globalen Governance und nichtstaatliche Akteure**

Global Governance, ein Ergebnis der Globalisierung, zeichnet sich durch die Einbeziehung und Zusammenarbeit vielfältiger Akteure auf unterschiedlichen Ebenen beim Prozess der Bewältigung transnationaler und globaler Probleme aus. Sie erfordert Strukturen und Prozesse kooperativer Problemlösung, der Steuerung, Entscheidungsfindung und Implementierung und schließt die Partizipation diverser staatlicher und nichtstaatlicher Akteure wie Stiftungen, NGOs und transnationale Unternehmen auf supranationaler, nationaler und subnationaler Ebene mit ein.<sup>8</sup> Die Zusammenarbeit innerhalb dieses komplexen Prozesses nimmt zunehmend die Form von offenen und fluiden transnationalen Netzwerken an.

Bei dem Versuch, die Rolle von Stiftungen in den transnationalen Beziehungen zu bestimmen, stehen wir vor zwei zentralen Problemen. Erstens haben sich Theorien der internationalen Beziehungen stets auf staatszentrierte Modelle gestützt. Trotz einer wachsenden Anerkennung der Rolle nichtstaatlicher Akteure in den internationalen Beziehungen – die Verwendung des Begriffs „transnationale Beziehungen“ bedeutet Thomas Risse-Kappen zufolge<sup>9</sup> genau diese Teilnahme nichtstaatlicher Akteure – ist die Rolle nichtstaatlicher Akteure immer noch kaum definiert, weil es an schlüssigen Theorien fehlt, die sie erklärten.<sup>10</sup> Trotzdem hat sich eine beachtliche Fülle an Literatur angesammelt, die diese staatszentrierte Sichtweise infrage stellt und sich den komplexen, miteinander verwobenen Strukturen von zwischenstaatlichen Beziehungen auf multiplen Ebenen ebenso wie der stärker Konturen anneh-

---

<sup>8</sup> Doris Fuchs and Matthias Gaugele, „Globalisierung und Global Governance“, in: *Handbuch der internationalen Politik*, hg. von Carlo Masala, Frank Sauer und Andreas Wilhelm (2010), 321–36.

<sup>9</sup> Risse-Kappen, „Introduction“, in: *The Legitimacy of Philanthropic Foundations*.

<sup>10</sup> Andreas Nölke, „Regieren in transnationalen Politiknetzwerken? Kritik postnationaler Governance-Konzepte aus der Perspektive einer transnationalen (Inter-) Organisationssoziologie“, in: *Zeitschrift für Internationale Beziehungen* 7, Nr. 2 (2000).

menden Rolle von nichtstaatlichen Akteuren widmet.<sup>11</sup> Deutlich wird, dass es eine wachsende Vielzahl von Akteuren gibt, die an den transnationalen Beziehungen beteiligt sind, und folglich konzentrieren sich auch die Wissenschaftler immer mehr auf private und zivilgesellschaftliche Akteure.

Das zweite Problem besteht darin, dass sich die Organisationsforschung, einschließlich der zu den Non-Profit-Organisationen, nur selten auf Stiftungen konzentriert hat, und daher fehlt es für die Rolle von Stiftungen als zivilgesellschaftlichen Akteuren im transnationalen Raum bisher an detaillierter Analyse.<sup>12</sup> Zugleich bestätigt die bestehende Forschung die wachsende Bedeutung von Netzwerk-Governance in der transnationalen Arena und für das Verständnis der Beziehungen zwischen Zivilgesellschaft und Staat. Diese neue Konzentration der akademischen Forschung auf Netzwerke deutet denn auch auf die tatsächlichen Bemühungen einer Vielzahl von Praktikern hin, schrittweise Wege zur Selbstorganisation zu finden und innerhalb dieser entstehenden „vernetzten Gesellschaft“ zu interagieren.<sup>13</sup> Im Folgenden wird den Vorteilen, Chancen und Risiken von Stiftungen innerhalb von Netzwerk-Governance besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Zwei wichtige Aspekte von Stiftungen – ihre innere Struktur und ihre interorganisationale Position – verleihen ihnen als Akteure innerhalb der transnationalen vernetzten Gesellschaft bestimmte Vorzüge.

### **Wer nicht wagt, der nicht gewinnt: mit Plattformen positives „Alpha“ schaffen**

Eines der wichtigsten Merkmale von Stiftungen ist ihre relative Freiheit als Ergebnis ihrer finanziellen und politischen Unabhängigkeit. Trotzdem ist wie Luc Tayart de Borms anmerkt, „[d]er Stiftungssektor traditionell eher reaktiv als proaktiv“.<sup>14</sup> De Borms fordert, dass sich Stiftungen international mehr engagieren sollten, da sie „eine sinnstiftende Plattform für den Dialog“ in den transnationalen Beziehungen und Verbindungen zu zivilgesellschaftlichen Akteuren herstellen könnten, auch in nichtdemokratischen Staaten.<sup>15</sup> Er argu-

---

<sup>11</sup> Um nur einige Beispiele zu nennen: Margaret E. Keck and Kathryn Sikkink, *Activists Beyond Borders: Advocacy Networks in International Politics* (1998); Anne-Marie Slaughter, *A New World Order: Government Networks and the Disaggregated State* (2004); Sidney Tarrow, *The New Transnational Activism* (2005).

<sup>12</sup> Anheier und Daly, „Roles of Foundations“.

<sup>13</sup> Manuel Castells, *The Rise of the Network Society* (2010).

<sup>14</sup> Luc Tayart de Borms, *Foundations: Creating Impact in a Globalised World* (2005).

<sup>15</sup> Ebd., 160.



mentiert, dass sich Stiftungen in der Position befinden, Risiken eingehen und „Alpha“ schaffen zu können, ein Begriff aus dem Finanzwesen für risikoangepasste Gewinne. Um Alpha zu schaffen, müssten Stiftungen dem Status quo entfliehen und Ergebnisse erzielen, die über die Erwartungen hinausgehen – indem sie beispielsweise den Grundstein für Demokratie in aufstrebenden Schwellenländern legen, die Zivilgesellschaft stärken und echten, nachhaltigen gesellschaftlichen Wandel herbeiführen.

Neben Hierarchien und dem Markt, argumentiert Walter Powell, stellen Netzwerke eine dritte Organisationslogik dar.<sup>16</sup> Stiftungen stehen mit ihrer politischen Unabhängigkeit außerhalb der bürokratischen Staatshierarchien und sind als finanziell unabhängige gemeinnützige Organisationen weitgehend frei von Marktzwängen. Trotzdem ist ihre Unabhängigkeit unvollständig: Sie sind nicht selbsttragend und neigen folglich dazu, mit Akteuren zusammenzuarbeiten, die sie ergänzen. Wegen ihrer interorganisationalen Position neigen sie zu Netzwerk-Unternehmertum. Zudem sind Stiftungen, wie Helmut Anheier in diesem Band hervorhebt, wegen ihrer intraorganisationalen Struktur daran gewöhnt, auf eine Vielzahl von Stakeholdern zu reagieren. Stiftungen sind also gut gerüstet, um in einem Kontext transnationaler Netzwerk-Governance zu agieren, und sie haben Erfahrung darin, sich mit vielfältigen Stakeholdern auseinanderzusetzen.

Die relative Unabhängigkeit von Stiftungen und ihre daraus resultierende Fähigkeit, Risiken zu absorbieren, einerseits und ihre strukturell abhängige Position als Vermittler in den Beziehungen zwischen Staat und Gesellschaft andererseits befähigen sie dazu, de Borms' Alpha zu schaffen. Diese innovative, ideelle Kraft – eine Art „soziale Software“-Komponente, um eine Metapher von John Dryzek zu verwenden – wird theoretisch durch ihre Kapazitäten für den Aufbau von Institutionen gut ergänzt. Als Produzenten „sozialer Hardware“, wie zum Beispiel Institutionen, können Stiftungen daran mitwirken, positive ideelle Überschüsse zu wahren und zu fördern, indem sie diese mit einem langfristigen institutionellen Rahmen versehen.

Doch Interdependenz innerhalb von Netzwerken ist auch eine Herausforderung. Wenn die Partner innerhalb dieses Netzwerks diametral entgegengesetzte Ziele verfolgen, müssen Stiftungen aufpassen, nicht blockiert zu werden. Das Manövrieren innerhalb von Netzwerken bedeutet deshalb, ständig mit unterschiedlichen und sogar widersprüchlichen Erwartungen zu tun zu haben. Mit transkulturellen Netzwerken erreicht diese Kakophonie von unterschiedlichem Hintergrundwissen, verschiedenen Erwartungen und Motivatio-

<sup>16</sup> Walter W. Powell, „Neither Market Nor Hierarchy: Network Forms of Organization“, *Research in Organizational Behavior* 12 (1990), 295-336.

nen eine neue Ebene. Der Umgang mit sowohl nichtdemokratischen als auch demokratischen Partnern macht es noch schwerer, ein Gleichgewicht und einen Ausgleich zu finden. Trotzdem sind nichtdemokratische Staaten wichtige Partner in bestimmten Problembereichen und werden es auch bleiben. Tatsächlich haben sich autoritäre Staaten wie die Volksrepublik China als überraschend widerstandsfähig erwiesen. Der ideologische Graben zwischen den verschiedenen Mitgliedern unserer globalen Gesellschaft ist eine der wichtigsten Herausforderungen für den interkulturellen Dialog und eine erfolgreiche Kommunikation. Deshalb müssen Stiftungen sowohl beweisen, dass sie bereit sind, Risiken zu absorbieren, die politische und ökonomische Akteure nicht bereit sind einzugehen, als auch ihre Fähigkeiten als lernende Institution nachweisen, die sich aktiv an jenen Dialogplattformen beteiligen, von denen de Borms fordert, dass sie von ihnen bereitgestellt werden sollten.

### **Alte Diplomatie, neue Diplomatie und Multistakeholder-Diplomatie**

Der Wandel in der Global Governance, der oben beschrieben wurde, zeigt sich auch im Bereich der Diplomatie, die sich von „dem steifen förmlichen Walzer der traditionellen Diplomatie hin zu dem jazzigeren Tanz“ der Netzwerke und Partnerschaften bewegt hat.<sup>17</sup> Diese grundlegenden Veränderungen und die Evolution der Spielarten der Diplomatie können als neue Chancen für Stiftungen gesehen werden.

Diplomatie war nicht immer eindeutig und exklusiv das Vorrecht von Staaten, die ihre Diener mit Beglaubigungsschreiben ausstatteten und auf Grundlage des Souveränitätsprinzips aussandten. Vor dem Aufstieg des nationalstaatlichen westfälischen Modells war Diplomatie etwas, das informeller und von Einzelpersonen ausgeübt wurde, die teilweise sogar ihre Unkosten selber übernahmen. Dann begannen Staaten, einen professionellen diplomatischen Berufsstand zu schaffen, als Hüter und Mittler zwischen der nationalen und der internationalen Ebene, die hierarchisch organisiert waren und durch staatlich gelenkte Informationsflüsse kommunizierten.

Die schockierende Erfahrung des Ersten Weltkriegs und der 14-Punkte-Plan von US-Präsident Woodrow Wilson brachten weitere Veränderungen. Die binationale Struktur der Diplomatie kam aus der Mode und wurde zunehmend durch multinationale Diplomatie ersetzt. Diese Verschiebung wurde durch die Gründung internationaler Organisationen als supranationale Akteure noch weiter vorangetrieben. Doch obwohl das Ergebnis dieser Veränderungen als „new diplomacy“, als neue Diplomatie, bezeichnet wurde, behielten

---

<sup>17</sup> Jonathan Lash, „The Johannesburg Summit“, World Resource Institute (2002), wri.org.

Diplomaten ihre Funktion als Hüter, und die Diplomatie verblieb ausschließlich in der Hand von Staaten.<sup>18</sup>

Heute erleben wir eine sogar noch größere Verschiebung. Brian Hocking spricht beispielsweise von „zwei diplomatischen Kulturen“, die jetzt in einem sich verändernden globalen Umfeld nebeneinander existierten. Neben der traditionellen, staatlichen bilateralen und multilateralen Diplomatie entsteht ein „Polylateralismus“<sup>19</sup> oder eine „Multistakeholder-Diplomatie“<sup>20</sup>, die neue diplomatische Normen, Akteure und Praktiken mit sich bringt. Hocking beschreibt die Veränderungen, die sich auf systemischer Ebene vollziehen, als eine Evolution fluider Formen mit zunehmend diffuser Führerschaft – was sich auch in James Rosenaus multiplen Sphären der Autorität widerspiegelt. Diplomaten, die diese neue Kultur verkörpern, übernehmen die Rolle von Vermittlern und Unternehmern in Netzwerken, die nun auch nichtstaatlichen Stakeholdern offenstehen. Das Ergebnis ist häufig ein trisektorales Modell, zu dem Regierungen (die unbestreitbar die wichtigsten Akteure bleiben), Nichtregierungsorganisationen und Unternehmen gehören. Auch die Macht einflussreicher Individuen, vor allem solche, die wie Bill Gates Stiftungen gründen, wird zunehmend anerkannt. Die Rolle der nichtstaatlichen Akteure verschiebt sich von der des Konsumenten hin zu der des Produzenten von Diplomatie, eine Rolle, in der sie entweder als „stake-taker“ (Gegner) oder „stake-giver“ (Unterstützer) auftreten können. Es gibt einen Anreiz für traditionelle staatliche und internationale Organisationen, diesen dritten Sektor in ihre Entscheidungen und sogar in ihre Entscheidungsprozesse einzubinden, weil eine solche Einbindung die Legitimität der staatlichen Strukturen und die ihrer Entscheidungen stärken kann, „denn die, die internationalen Regulierungsstandards unterliegen, haben in bedeutender Weise an ihrer Entstehung mitgewirkt.“<sup>21</sup> Außerdem wird der Funktion von nichtstaatlichen Akteuren auch das Kompensieren von „Defiziten im diplomatischen Prozess“ zugeschrieben, „indem sie Ressourcen durch politische Netzwerke“ austauschen, was Informationsabgleich und Aufsichtsfunktionen mit einschließt.<sup>22</sup> Diese Einbeziehung nichtstaatlicher Akteure wird von der Entstehung neuer Regeln

<sup>18</sup> Geoffrey Wiseman, „Polylateralism‘ and New Modes of Global Dialogue“, in: *Diplomacy*, Bd. III, hg. von Christer Jönsson und Richard Langhorne (2004), 36-57; Brian Hocking, „Multistakeholder Diplomacy: Forms, Functions, and Frustrations“, in: *Multistakeholder Diplomacy: Challenges and Opportunities*, hg. von Jovan Kurbalija und Valentin Katrandjiev (2006).

<sup>19</sup> Wiseman, „Polylateralism.“

<sup>20</sup> Hocking, „Multistakeholder Diplomacy“.

<sup>21</sup> Kern Alexander, Rahul Dhumale, and John Eatwell, *Global Governance of Financial Systems: The International Regulation of Systemic Risk* (2006).

<sup>22</sup> Hocking, „Multistakeholder Diplomacy“, 19.

der Offenheit, Rechenschaft und Transparenz begleitet, die die jetzige Geheimhaltung und Intransparenz ersetzen, die in der traditionellen Diplomatie lange als strategische Pluspunkte galten. Zudem wirken Nichtregierungsakteure immer stärker darauf hin, das traditionelle diplomatische Ziel, ausschließlich das nationale Interesse durchzusetzen, zu verändern; das neue Ziel ist, gemeinsam globale Interessen zu identifizieren, zu definieren und diese voranzutreiben. Nichtstaatliche Akteure verändern also die traditionellen Ansätze der Diplomatie.

### Nichtstaatliche Akteure und Diplomatie

Bei der Analyse der entstehenden Strukturen diplomatischer Interaktion zwischen Staat und nichtstaatlichen Akteuren skizziert Geoffrey Wiseman die folgenden vier Empfehlungen. Sie verweisen auch auf die Möglichkeiten von Stiftungen, ihre Wettbewerbsvorteile ins Spiel zu bringen:<sup>23</sup>

- Erstens ist bei „[k]leinen und mittleren staatlichen diplomatischen Institutionen die Wahrscheinlichkeit höher, dass sie innovativ sind und mit nichtstaatlichen Akteuren kooperieren“.
- Zweitens ist bei Demokratien die „Wahrscheinlichkeit höher als bei Semi- und Nichtdemokratien, dass sie sich polylateral erneuern“.
- Bei Außenministerien und diplomatischen Diensten ist es „wahrscheinlicher, dass sie innovative, polylaterale Tendenzen mit nichtstaatlichen Akteuren bei weniger sensitiven Politikbereichen zeigen als bei der sicherheitsbezogenen ‚hohen Politik‘“.
- „Staatliche außenpolitische und diplomatische Einrichtungen werden eher mit nichtstaatlichen Akteuren zusammenarbeiten, die sich langfristig um politischen Einfluss bemühen, als mit denen, die sich in kurzfristigen Kampagnen oder Protesten engagieren.“

Die ersten drei Vorschläge sind aufschlussreich für die Wahl der richtigen Institutionen, mit denen man im Bereich der Diplomatie kooperieren könnte, oder der richtigen Themen, oder wenn man auf die unterschiedlich ausgeprägte Bereitschaft von Staaten blickt, mit nichtstaatlichen Akteuren zusammenzuarbeiten. Die vierte Empfehlung wirft dagegen ein Schlaglicht auf einen Wettbewerbsvorteil von Stiftungen: ihre besondere Fähigkeit, langfristig zu planen, langfristige Beziehungen aufzubauen, Vertrauen zu schaffen und auf diese Weise zum verlässlichen Partner zu werden. Das ist eine Fähigkeit, die in der Logik von Netzwerk-Governance allgemein geschätzt wird. Doch welchen Beschränkungen unterliegen Stiftungen in ihrer Zusammenarbeit mit Staaten?

---

<sup>23</sup> Wiseman, „Polylateralism“, 42-43.

Nicht jedes Thema erlaubt es Stiftungen gleichermaßen, sich einzumischen und sich zu engagieren. Was Wiseman für die Multistakeholder-Diplomatie feststellt, stimmt auch für das gesamte Gerüst der Global Governance. Zivilgesellschaftlichen Akteuren – als Mittler zwischen Staat und Gesellschaft – werden eine besondere Fähigkeit und Rolle bei der Mobilisierung der Problemlösungskräfte einer Gesellschaft zugesprochen. Sie gelten deshalb als ein wichtiger Teil von Global Governance, in der ihnen zugeschriebenen Fähigkeit, lokales Wissen mit globalen Entscheidungsprozessen zu verbinden.<sup>24</sup> Der Ausschluss von zivilgesellschaftlichen Akteuren von den „zum harten Kern gehörenden internationalen Organisationen“ und „harten Interessen“ beschränkt aber normalerweise auch ihren Bewegungsraum auf „weicheren“ politischen Feldern wie Bildung, Gesundheit und Sozialstaat oder in neuen Problembereichen wie Ökologie und den Kampf gegen die negativen sozialen Folgen wirtschaftlicher Entwicklung.<sup>25</sup> Hinreichend kompetente und professionelle zivilgesellschaftliche Akteure können in problemlösungsorientierten Governance-Prozessen auf verschiedenen Ebenen eingebunden werden: als Quelle der Legitimität nationaler und internationaler politischer Entscheidungen oder innerhalb öffentlich-privater Partnerschaften auf nationaler und lokaler Ebene in Sachen Gemeinschaftsstiftung und Ermächtigung.<sup>26</sup>

Für Stiftungen, die sich in einem hochgradig sensiblen politischen Kontext bewegen wollen, ist die Spannbreite der politischen Fragen, in die sie sich einbringen können, sogar noch eingeschränkter. Indem sie versucht, Arenen für Debatten und den Austausch von Ideen in China zu bieten, lotet die Stiftung Mercator vorsichtig die Möglichkeiten im Umfeld der Kulturdiplomatie und des Klimawandels aus, um transkulturelle Lernplattformen zu schaffen.

Doch können Stiftungen wirklich etwas beitragen, indem sie sich in die „weicheren“, in die weniger sensitiven Bereiche der Kulturdiplomatie einmischen? Hier kommen der Begriff der Soft Power innerhalb von Netzwerken ins Spiel – und der strategische Wert von Soft Power für nichtstaatliche Akteure.

---

<sup>24</sup> Achim Brunnengräber, „Global Governance‘ oder die Notwendigkeit eines neuen Globalkonzeptes - diskutiert am Beispiel der internationalen Klimapolitik“, in: *Vernetzt und Verstrickt*, hg. von Elmar Altvater, Achim Brunnengräber und Markus Haake (1997).

<sup>25</sup> Peter Wahl, „Mythos und Realität internationaler Zivilgesellschaft. Zu den Perspektiven globaler Vernetzung von Nicht-Regierungs-Organisationen“, in *Vernetzt und Verstrickt*.

<sup>26</sup> Siehe Wahl; außerdem Helmut K. Anheier und Matthias Freise, „Der Dritte Sektor im Wandel: zwischen New Public Management und Zivilgesellschaft“, in: *Zivilgesellschaft - national und transnational*, hg. Von Dieter Gosewinkel u.a. (2004).

## Netzwerke und Soft Power

Netzwerkstrukturen spielen eine herausgehobene Rolle bei der Analyse der Beziehungen zwischen Zivilgesellschaft und Staat. Die renommierten, oben zitierten Studien über Advocacy-Netzwerke stellen konstruktivistische Ansätze dar und konzentrieren sich weitgehend auf die Macht durch Überzeugung. Typische Merkmale von Netzwerk-Governance sind Vertrauensbildung und die Entstehung von „Netzwerk-Kulturen“.<sup>27</sup> Neben Macht in Hierarchien und Profiten in Märkten klingen in Joseph Nyes Konzept der Soft Power auch die Macht der Überzeugung, Vertrauensbildung und die Entwicklung einer gemeinsamen Interaktionskultur innerhalb von Netzwerk-Governance an. In diesem Sinne ist Netzwerk-Governance ein wichtiger Mechanismus von Soft Power. Der Begriff der Soft Power hängt dabei von der Wahrnehmung und den Überzeugungen anderer ab. Daraus folgt, dass Soft Power auf Vertrauen und gegenseitigem Verständnis beruht. Transkulturelles Lernen bleibt also eine Voraussetzung für erfolgreiches transkulturelles Netzwerk-Unternehmertum und um ein Soft-Power-Agent zu werden. Wenn sie erfolgreich sind, können Stiftungen, die sich als Netzwerk-Unternehmer betätigen, ihre Soft Power dazu einsetzen, transkulturelle Koalitionen zur Veränderung zu bilden. Dies kann positive Effekte für die globale Problemlösungskapazität zeitigen.

Ebenso wie im Bereich der Diplomatie erleben auch Netzwerke die Entstehung neuer Regeln der Offenheit, Rechenschaft und Transparenz. Doch wie Hocking feststellt, sind die Regeln, die transnationale Netzwerke steuern, im Gegensatz zu den klaren Regeln der staatlichen Diplomatie immer noch unterentwickelt. Wir sind also mit einem fließenden Global-Governance-Umfeld konfrontiert, mit vielen neu entstehenden Akteuren und mit einem Normendefizit. In diesem Kontext verweist Kathryn Sikkink in „Restructuring World Politics“ auf die Rolle von transnationalen Nichtregierungsakteuren als treibende Kräfte hinter der Konstruktion von Normen: „Transnationale Nichtregierungsakteure sind wichtige Initiatoren und Katalysatoren neuer Normen (...); sie steuern Meinungen und Ideen bei.“ Dabei beruft sie sich auf das Konzept der kommunikativen Kraft, wie es von John Dryzek<sup>28</sup> und Jürgen Habermas<sup>29</sup> formuliert wurde, die durch vorschlagen, infrage stellen, kritisieren und publizieren ausgeübt wird. Deshalb geht es bei Soft Power innerhalb

<sup>27</sup> Mark Considine und Jenny M. Lewis, „Bureaucracy, Network, or Enterprise? Comparing Models of Governance in Australia, Britain, the Netherlands, and New Zealand“, *Public Administration Review* 63, Nr. 2 (2003), 131-140.

<sup>28</sup> John S. Dryzek, „Transnational Democracy“, *Journal of Political Philosophy* 7, Nr. 1 (1999), 30-51.

<sup>29</sup> Jürgen Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns* (1981).

von Netzwerken nicht nur darum, „andere dazu zu bringen, zu tun, was man selbst will“, wie es Nye ausdrückt. Sondern es geht auch darum, sich mit einem fundamentalen Bedürfnis in der heute entstehenden globalen Gesellschaft zu befassen. Wenn ein Konsens über Normen erreicht werden kann, schafft das Stabilität für das ganze System.<sup>30</sup>

Anne-Marie Slaughter treibt die Argumentation sogar noch weiter. Sie schreibt, dass staatliche Netzwerke der Weltordnung nutzen, weil sie „(1.) Konvergenz und informierte Divergenz schaffen; (2.) die Einhaltung internationaler Regeln verbessern; und (3.) das Ausmaß, die Art und Qualität der internationalen Kooperation erhöhen“.<sup>31</sup> Aus ihrer ersten Beobachtung folgt, dass nicht nur die Herstellung eines Normenkonsenses, sondern auch ein tieferes Verständnis für normative Divergenz und die darunterliegenden Gründe für unterschiedliche Standpunkte zur Schaffung einer besseren Weltordnung beitragen könnte. Deswegen sind Arenen für Debatten nicht nur wertvoll, weil sie harmonische und kooperative Resultate ermöglichen, sondern auch, weil dort unterschiedliche Standpunkte verhandelt werden können. Solche Verhandlungen sind ein wichtiger Ausgangspunkt für substanzielles transkulturelles Lernen, das über einen redundanten und oft paternalistischen Lobgesang über die multikulturelle Verständigung hinausgeht und den Weg für wirkliche internationale Kooperation freimacht.

Deshalb bieten die Diskussionsplattformen, wie von de Borms beschrieben, wichtige Ausgangspunkte für konstruktive Debatten, die darauf abzielen, ein Verständnis verschiedener Standpunkte zu erreichen, und einem Konsens über die Normen und Regeln von Interaktion im transnationalen Kontext den Weg zu bereiten. In diesem Sinne sind diese Plattformen etwas, das die Problemlösungskapazitäten innerhalb des schwierigen und fluiden transnationalen Raums schützt oder sogar wiederherstellt, also etwas, das ein wertvolles öffentliches Gut produziert.

### **Interkulturelles Lernen in einer globalisierenden Wissensgesellschaft**

Wie also sähen de Borms Plattformen ganz konkret aus? Helmut Willke betont die Veränderung der Aufgabe von Regierungen von „dem Regieren einer national organisierten und begrenzten Industriegesellschaft zum Regieren einer global vernetzten und interdependenten Wissensgesellschaft“.<sup>32</sup> Doch er ver-

---

<sup>30</sup> Kathryn Sikkink, „Restructuring World Politics: The Limits and Asymmetries of Soft Power“, in: *Restructuring World Politics. Transnational Social Movements, Networks, and Norms*, hg. von Sanjeev Khagram, James V. Riker und Kathryn Sikkink (2002).

<sup>31</sup> Slaughter, *A New World Order*, 24.

<sup>32</sup> Helmut Willke, *Smart Governance. Governing the Global Knowledge Society* (2007), 34-35.

weist auch darauf, dass neue Governance-Strukturen oft Schritt für Schritt entstehen und dass ihrer Konstruktion oft jede Art von Masterplan oder politischer Vision fehlt. Wenn Stiftungen für sich eine neue Rolle in einem neuen Governance-Kontext entwickeln sollen, würde zu einem proaktiven Ansatz auch die Definition einer neuen Vision in diesem neuen Kontext gehören. Doch wie die Debatten in den siebziger Jahren über die begrenzte Steuerungskapazität von Regierungen<sup>33</sup> gezeigt haben, könnte es durchaus passieren, dass die Entwicklung eines Masterplans kein erreichbares Ziel ist. Innovation und Kooperation sind auf Strukturen angewiesen. Und Stiftungen – abhängige Partner in Sachen soziale Innovation, aber unabhängige Spieler im Bereich der Schaffung von Institutionen – können langfristige Strukturen und Arenen wie Think-Tanks und regelmäßige Konferenzen bereitstellen und so diverse Plattformen für informierte Debatten oder „Bewusstseinsräume“ schaffen.<sup>34</sup> Dieser Austausch kann formelle, professionelle Information beinhalten. Doch angesichts der Bedeutung, die Vertrauen in Netzwerken genießt, und um komplexe Fundamente für transkulturelle Verständigung zu schaffen, bedarf es auch intimerer, narrationsbasierter Informationsflüsse, die einen Raum für persönliches Netzwerken von Angesicht zu Angesicht und die Mikrogrundlagen für Vertrauen und transkulturelle Verständigung bieten und bilden.

### **Learning Spaces in einem restriktiven Kontext fördern**

Die Initiative der Stiftung Mercator, zu der die Organisation einer Reihe von interkulturellen Dialogforen in China gehörte, die die Ausstellung „Die Kunst der Aufklärung“ begleiteten, passt in dieses Konzept der Schaffung transkultureller Lernräume. Es gibt kein Patentrezept für die komplexe Aufgabe, Mittel und Wege zur Überwindung von Grenzen zu finden und interkulturelle Verständigung zu erreichen. Es ist ein intrinsischer Prozess, der initiiert und unterstützt werden kann, aber für den es keine Lösung „von der Stange“ gibt. Wenn Stiftungen die hohen Erwartungen erfüllen wollen, die Sikkink an nichtstaatliche Akteure stellt, erfordert dies von ihnen, dass sie für den Austausch von Ideen einen Rahmen schaffen, der von den gleichen Qualitäten geprägt ist, wie man sie auch für erfolgreiches Netzwerken und die Ausübung von Soft Power braucht: ein Maximum an Vertrauen, Offenheit, Fairness und gegenseitigem Respekt, so dass sich ein Dialog entwickeln kann. Während unseres China-Dialog-Projekts haben wir gesehen, dass ein Raum für Dialog

---

<sup>33</sup> Für einen Überblick siehe Renate Mayntz, „Politische Steuerung und gesellschaftliche Steuerungsprobleme“, in: *Soziale Dynamik und politische Steuerung. Theoretische und methodologische Überlegungen* (1997).

<sup>34</sup> Franz Huber, *Social Networks and Knowledge Spillovers* (2007).



das ist, was die Menschen daraus machen – wir können die Voraussetzungen schaffen, aber wir müssen auf die Fähigkeit aller Partner und Teilnehmer vertrauen, einen sinnstiftenden Dialog zu führen. Die Akzeptanz abweichender Standpunkte und die Formulierung gemeinsamer Definitionen – also die Konstruktion einer gemeinsamen Sprache – waren durchgehende Themen unserer Aufklärungsdialoge. Diese Leistung – eine gemeinsame Sprache zu finden und einen Kulturdialog entstehen zu lassen – ist ein öffentliches Gut, das als ein Schritt hin zu einer gemeinsamen Normenkonstruktion den globalen Dialog stabilisieren könnte.

In einem autoritären Regime mit eingeschränkter Redefreiheit sind Offenheit und Vertrauen begrenzt. Doch wenn wir genauer auf die Entwicklungen in China schauen, werden wir feststellen, dass durchaus Räume für die Interaktionen zwischen Vertretern des Staates und nichtstaatlichen Akteuren entstehen. Dirk Schmidts Analyse verschiedener Dimensionen der chinesischen Diplomatie und Außenpolitik zeigt einen allgemeinen Fragmentierungsprozess, verursacht durch eine wachsende Vielfalt an Akteuren aus verschiedenen Sektoren, die sich im Feld der transnationalen Aktivitäten vermischen.<sup>35</sup> Diese Fragmentierung in der chinesischen Politik deutet ganz klar auf einen Bedarf an Akteuren hin, die helfen können, die vielen neuen Probleme zu bewältigen, indem sie den innovativen Austausch von Ideen vorantreiben, vor allem in Bereichen, in denen der Staat sich eher zurückhält.

Der chinesische Kontext bietet zwei wichtige Ansatzpunkte für internationale zivilgesellschaftliche Akteure. Erstens lassen die Fülle der neu entstehenden Probleme und die drängenden Lücken im Bereich der Wohlfahrt für zivilgesellschaftliche Akteure Möglichkeiten entstehen, sogar in China, mit den staatlichen Behörden zu kooperieren, indem sie Mittel und Methoden bieten, politische Prozesse für öffentliche Partizipation zu öffnen, oder indem sie helfen, Lösungen für drängende Probleme zu finden, mit denen sich der Einparteiensstaat nicht genügend auseinandersetzt. Zweitens bleibt die lokal eingebettete Zivilgesellschaft weiterhin fragmentiert, oft marginalisiert,<sup>36</sup> und ihr fehlen offenkundig Arenen, die eine Beteiligung an einer dynamischen „Kultur des öffentlichen Raums“ möglich machen.<sup>37</sup> Für Stiftungen scheinen das

<sup>35</sup> Schmidt, „From the Charm to the Offensive“: Hat China eine neue Außenpolitik?, *Asien. The German Journal on Contemporary Asia* 122 (2012), 34-56.

<sup>36</sup> Taru Salmenkari, „Searching for a Chinese Civil Society Model“, *China Information* 22, Nr. 3 (2008), 397-421; Bjoern Alpermann, „State and Society in China's Environmental Politics“, in: *China's Environmental Crisis: Domestic and Global Political Impacts and Responses*, hg. von Joel Kassiola und Sujian Guo (2010), 123-151.

<sup>37</sup> Gunnar F. Schuppert, „Governance-Leistungen der Zivilgesellschaft. Vom staatlichen Rechtsetzungsmonopol zur zivilgesellschaftlichen Selbstregulierung“, in: *Zivilgesellschaft*.

wichtige und praktikable Bereiche des Engagements zu sein: zivilgesellschaftliche Akteure und Wissensgemeinschaften zu unterstützen, Graswurzelgruppen und akademische Eliten in die Lage zu versetzen, in China effektive Formen der Selbstorganisation einzuführen, und Arenen für den internationalen Austausch von Ideen bereitzustellen, wodurch Debatten zu Fragen des öffentlichen Interesses in China gefördert werden. Dass man wenig konfliktrträgliche Fragen als Startpunkte nimmt, mindert nicht die Vorteile, die Slaughter beschrieben hat: ein Verständnis von Normen und ihre Veränderung zu erreichen, kulturelle Unterschiede zu identifizieren und Brücken, um sie zu überwinden, und so das Fundament für nachhaltige Kooperation durch besseres gegenseitiges Verständnis zu legen.

### **Stiftungen: Unternehmer in einem globalen Netzwerk**

Während die historische Rolle von Stiftungen vorrangig daraus bestand, die Gemeinschaft zu erhalten, muss man ihre zeitgenössische Funktion eher als ein „nachhaltiges Management von Globalisierung“ sehen – was die Verschiebung von einem vormodernen Verständnis von Gemeinschaft hin zum heutigen Paradigma einer „globalen Zivilgesellschaft“ widerspiegelt.<sup>38</sup> Stiftungen scheinen in einer guten Lage zu sein, um als Unternehmer im Kontext eines globalen Netzwerks zu agieren: Sie bringen auf Überzeugungskraft basierende Soft Power ins Spiel, um staatliche und nichtstaatliche Akteure mit unterschiedlichen Backgrounds zusammenzubringen und um latente vertikale und horizontale Lernarenen zu schaffen. Als Partner in der Multistakeholder-Diplomatie können sie einen nachhaltigen Dialog fördern und transnationale zivilgesellschaftliche Perspektiven beisteuern, von Elite- bis hin zu Graswurzelwissen.

Indem sie von ihren Möglichkeiten profitieren, können Stiftungen die Erhaltung der Gemeinschaft ein Stück vorantreiben: indem sie Arenen schaffen, um das proaktive und nachhaltige Selbstmanagement einer immer stärker globalisierten, vernetzten Wissensgesellschaft zu fördern.

---

<sup>38</sup> Thorsten Benner, Wolfgang Reinicke und Jan Martin Witte, „Shaping Globalization: The Role of Global Public Policy Networks“, in: *Transparency: A Basis For Responsibility and Cooperation*, hg. von der Bertelsmann-Stiftung (2002).

# Chinas Soft-Power-Strategie

JOSEPH S. NYE

Den Begriff „Soft Power“ habe ich in meinem 1990 erschienenen Buch *Bound to Lead* geprägt, das die damals vorherrschende Auffassung eines Niedergangs der amerikanischen Macht hinterfragte. Nachdem ich mir die amerikanischen Militär- und Wirtschaftsressourcen angesehen hatte, blieb das Gefühl, dass noch etwas fehlte – die Fähigkeit, andere durch Attraktion und Überzeugungskunst zu beeinflussen anstatt durch Zwang oder Geld. Soft Power habe ich dabei als analytisches Konzept verstanden, mit dem sich in der Art und Weise, wie wir über Macht nachdenken, eine Lücke schließen lässt. Ich war daher freudig überrascht, als ich erfahren habe, dass ein Spitzenpolitiker wie der chinesische Präsident Hu Jintao 2007 auf dem 17. Parteikongress der Chinesischen Kommunistischen Partei gesagt hat, China brauche mehr Soft Power. Anschließend hat die chinesische Regierung Milliarden Dollar in dieses Vorhaben investiert, und chinesische Wissenschaftspublikationen sind voller Artikel über Soft Power. Was aber versteht man eigentlich genau darunter?

Macht ist die Fähigkeit, andere dahingehend zu beeinflussen, dass man das bekommt, was man will. Man kann das Verhalten anderer vor allem auf drei Arten beeinflussen: Gewaltandrohung („Peitsche“), Anreize oder Zahlungen („Zuckerbrot“) und Attraktivität, die andere dazu bringt, das zu wollen, was man selbst auch will. In der Weltpolitik kann ein Land das bekommen, was es will, wenn andere Länder ihm nacheifern wollen, seine Werte bewundern, seinem Beispiel folgen wollen und seinen Grad an Wohlstand und Freiheit anstreben. Deshalb ist es wichtig, Veränderungen nicht nur durch die Androhung oder Anwendung von militärischer Gewalt oder ökonomischem Druck zu erzwingen, sondern auch, die Agenda zu bestimmen und für andere attraktiv

zu sein. Mit dieser Soft Power – andere dazu bringen, das gleiche zu wollen wie man selbst – kooptiert man Menschen, anstatt sie zu etwas zu zwingen.

Soft Power beruht auf der Fähigkeit, die Vorlieben anderer zu beeinflussen. Nicht nur ein bestimmtes Land oder überhaupt nur Länder besitzen sie. Auch auf der persönlichen Ebene wissen wir alle um die Macht der Anziehung und Verführung. Politiker haben längst begriffen, dass Macht daher rührt, die Agenda oder den Rahmen einer Debatte bestimmen zu können.

In der internationalen Politik leiten sich die Ressourcen, die Soft Power generieren, vor allem von den Werten ab, die eine Organisation oder ein Land in seiner Kultur ausdrückt, von den Beispielen, die es mit seinen Praktiken oder seiner Politik gibt, und von der Art und Weise, in der es Beziehungen mit anderen unterhält. Regierungen haben manchmal Schwierigkeiten, Soft Power zu kontrollieren und einzusetzen, doch das schmälert ihre Bedeutung nicht. Die Soft Power eines Landes beruht vor allem auf drei Ressourcen: seiner Kultur (in den Bereichen, in denen sie für andere attraktiv ist), seinen politischen Werten (sofern der Staat seinen eigenen Maßstäben im In- und Ausland gerecht wird) und seiner Außenpolitik (wenn diese als legitim angesehen wird und moralische Autorität besitzt).

### **Die eigene Botschaft untergraben**

China besaß immer schon eine attraktive traditionelle Kultur, doch nun betritt es auch das Reich der globalen Populärkultur. Yao Ming ist zu einem neuen Michael Jordan geworden, China war erfolgreiches Gastgeberland der Olympischen Sommerspiele 2008 und der Expo 2010 in Shanghai. Das Land hat auf der ganzen Welt fast 300 Konfuzius-Institute gegründet, um seine Sprache und Kultur zu verbreiten, und verstärkt seine internationale Radio- und Fernsehpräsenz. Chinas wirtschaftlicher Erfolg wirkt auf andere anziehend; der erfolgreiche Umgang mit der Finanzkrise 2008 hat dies noch verstärkt. Auch dass China ärmeren Ländern wirtschaftliche Unterstützung gewährt hat, hat zu seiner steigenden Attraktivität beigetragen.

Doch ebenso, wie Chinas wirtschaftliche und Militärmacht noch der amerikanischen hinterherhinkt, hat auch Chinas Soft Power noch einen weiten Weg vor sich, wie neueste internationale Umfragen zeigen. China hat keine Kulturindustrien à la Hollywood, seine Universitäten haben noch nicht das Niveau der amerikanischen erreicht. Es fehlen die vielen NGOs, die einen Großteil der amerikanischen Soft Power generieren. Chinas Beamte scheinen zu glauben, dass Soft Power hauptsächlich vom Staat und seiner „public diplomacy“, der diplomatischen Öffentlichkeitsarbeit, erzeugt wird; doch ein Großteil der amerikanischen Soft Power entstammt der Zivilgesellschaft, nicht der Regierung.

2009 verkündete Peking, für die Entwicklung weltumspannender Medien-giganten Milliarden ausgeben zu wollen, die mit Bloomberg, Time Warner und Viacom mithalten könnten und mit deren Hilfe sich Freunde im Ausland gewinnen ließen. In den Jahren 2009 und 2010 investierte China im Ausland 8,9 Milliarden Dollar in Publizität, unter anderem in den 24-Stunden-Nachrichten-Kabelkanal Xinhua, der nach dem Vorbild von Al-Jazeera funktionieren soll. Trotz all dieser Anstrengungen hat China mit seinen Investitionen bisher nur wenig erreicht. So zeigte jüngst eine Umfrage der BBC, dass in ganz Afrika und in weiten Teilen Lateinamerikas Chinas Einfluss zwar begrüßt wird, in den USA, dem Großteil Europas sowie in Indien, Japan und Südkorea aber überwiegend negativ gesehen wird. Auch eine Umfrage in Asien kurz nach den Olympischen Spielen von Peking zeigte, dass Chinas Charme-Offensive nicht sonderlich erfolgreich war.

Großmächte versuchen stets, ihre Kultur und ein bestimmtes Narrativ dazu einzusetzen, Soft Power zu erzeugen, die ihren eigenen Interessen dient; letzteres ist aber nicht überzeugend, wenn es mit der innenpolitischen Realität nicht übereinstimmt. So waren die Olympischen Spiele 2008 zwar ein großer Erfolg, doch das ungefähr zeitgleiche harte Vorgehen in der Region Xinjiang, in Tibet und allgemein gegen Menschenrechtsaktivisten untergrub den chinesischen Zuwachs an Soft Power. Auch die Expo in Shanghai war ein großer Erfolg, doch die Verhaftung bekannter Persönlichkeiten wie den Nobelpreisträger Liu Xiaobo oder den Künstler Ai Weiwei hinterließ vermutlich einen nachhaltigeren Eindruck. In der Welt der Kommunikationstheorie würde man vom „Untergraben der eigenen Botschaft“ sprechen. Und bei allen Bemühungen, Xinhua und China Central Television (CCTV) zu Konkurrenten von CNN und BBC aufzubauen – schrille Propaganda findet kaum internationales Publikum. Und nun, da China nach den Revolutionen in Nahost und Nordafrika im Internet hart durchgreift und Menschenrechtsanwälte verhaften lässt, torpediert das Land erneut seine eigene Soft-Power-Offensive.

Der *Economist* schrieb vor Kurzem: „[D]ie Partei ist nicht überzeugt von Herrn Nyes Auffassung, dass Soft Power vor allem von Individuen ausgeht, dem Privatsektor und der Zivilgesellschaft. Also prescht die Regierung vor und wirbt für antike Kulturschätze, von denen die denkt, sie besäßen weltweite Anziehungskraft.“ Für Pang Zhongying von der Renmin-Universität, ein ehemaliger Diplomat, zeugt dies von der „Armut des Denkens“ im heutigen China. Und Han Han, ein Romanautor und bekannter Blogger, sagte im Dezember 2011, dass die „Restriktion der kulturellen Aktivitäten es für China unmöglich macht, die Literatur und das Kino weltweit zu beeinflussen, und für uns Kul-

turbegeisterte, erhobenen Hauptes“ durch die Welt zu gehen. Das ist bedauerlich für China, aber es ist auch bedauerlich für den Rest der Welt.

### **Ein attraktiveres China ist besser für alle**

Die Entwicklung „sanfter Macht“ muss kein Nullsummenspiel sein. Alle Länder können davon profitieren, sich von den Kulturen der anderen anziehen zu lassen. Ebenso wie die nationalen Interessen Chinas und der USA teils gegensätzlich sind und teils übereinstimmen, so wirkt auch ihre jeweilige Soft Power in einigen Bereichen wechselseitig verstärkend, in anderen ist sie unvereinbar. Dieses Phänomen beschränkt sich nicht auf Soft Power. Machtbeziehungen im Allgemeinen können Nullsummenspiele sein – oder Positivsummenspiele, je nach Zielsetzung der Akteure.

Es mag kaum überraschen, dass die chinesische Führung versucht, Chinas Soft Power zu fördern. In einem gewissen Sinne ist dies eine anspruchsvolle, realistische Strategie für ein Land, dessen wirtschaftliche und militärische „harte“ Macht wächst. Je mehr es in der Lage ist, seine „harten“ Machtressourcen durch „sanfte“ zu ergänzen, desto wahrscheinlicher ist, dass es vermeiden kann, andere Länder zu verschrecken, die wiederum gegnerische Koalitionen bilden könnten. Erfolgreiche Strategien beinhalten häufig eine Kombination von „harter“ und „sanfter“ Macht, die ich als „intelligente“ Macht, als Smart Power bezeichne.

Wir sollten davon ausgehen, dass China versuchen wird, eine Strategie der „intelligenten“ Macht zu verfolgen. Ob dies andere Länder vor Problem stellen wird, hängt davon ab, wie China seine Macht einsetzt. Wenn es versucht, die politischen Geschicke Asiens zu beeinflussen und die USA auszuschließen, dann könnte sich seine Strategie als kontraproduktiv erweisen; je mehr China aber die Haltung eines, um es mit den Worten Robert Zoellicks zu sagen, verantwortlichen Stakeholder der internationalen Beziehungen einnimmt, desto mehr könnte seine Mischung aus „harter“ und „sanfter“ Macht einen positiven Beitrag leisten. Umgekehrt wird vieles davon abhängen, ob die USA willens sind, China als wichtigen Mitspieler in den Netzwerken des formellen und informellen internationalen institutionellen Gefüges einzubeziehen.

Im Moment ist China noch weit davon entfernt, den USA oder Europa in Sachen Soft Power das Wasser zu reichen, doch es macht in seinem kulturdiplomatischen Engagement zur Mehrung seiner „sanften Macht“ Fortschritte. Glücklicherweise kann dies positiv für China und den Rest der Welt sein. Wenn ein Land an Soft Power hinzugewinnt, muss das für ein anderes kein Verlust sein. Wenn beispielsweise China und die USA für den jeweils anderen attraktiver werden, dann verringert sich die Gefahr schädlicher Konflikte. Wenn ein

Mehr an chinesischer Soft Power das Konfliktpotenzial senkt, dann kann dies Teil einer Win-Win-Beziehung sein. Langfristig wird es immer Elemente sowohl der Konkurrenz als auch der Kooperation im amerikanisch-chinesischen Verhältnis geben, doch beide Länder haben mehr von einer Zusammenarbeit zu gewinnen. Und je mehr Soft Power sie besitzen, desto mehr verstärkt sich dieser Effekt.

# Größe zeigen

ORVILLE SCHELL

Jeder internationale kulturelle Austausch beginnt mit der Annahme, dass es zwischen beiden Parteien, meist Staaten, eine Art von Trennlinie oder Graben gibt. Oft steht auch ein ungelöster Konflikt, ein Missstand oder ein Gefühl von Ungleichheit im Mittelpunkt, das sich allen bisherigen, meist zwischenstaatlich-diplomatischen Lösungsversuchen widersetzt hat. In einem Akt der letzten Hoffnung wird das ungelöste Problem schließlich an die Kulturorganisationen weitergereicht, um zu sehen, ob diese mit irgendeiner kulturellen Lösung aufwarten können, die zumindest einen Teil der Spannungen oder der Uneinigkeiten auflöst. Das ist kein ganz sinnloses Vorgehen. Immerhin entspringen viele globale Spannungen oder Konflikte ursprünglich kulturellen oder religiösen Auseinandersetzungen. Daher ist eine kulturelle Lösung – so verschwommen und ungenau solche Interaktionen oft auch sein mögen – keine unangemessene Antwort. Nachdem alles andere fehlgeschlagen ist, ist sie oft sogar das einzig mögliche „Heilmittel“.

Leider hat es in der Geschichte nicht immer kulturelle Lösungen gegeben, weil es die Institutionen noch nicht gab, die eine solche hätten herbeiführen können. Tatsächlich ist die Idee, einen Zustand des Konflikts oder der Spannung zwischen zwei Ländern durch kulturellen Austausch und infolgedessen bessere Verständigung zu lösen, relativ neu. Und wenn es um die Beziehungen zwischen China und Europa oder den USA geht, ist es eine Strategie, die ständig von Ereignissen vor Ort konterkariert wird. Wann immer eine kulturelle Lösung angestrebt wird, verhaften die Chinesen einen Dissidenten, trifft sich ein europäisches Staatsoberhaupt mit seiner Heiligkeit dem Dalai Lama, jagen die Amerikaner eine Präzisionsbombe durch das Fenster der chinesischen Botschaft in Belgrad oder landen mit einem Spionageflugzeug an der chinesischen



Küste, womit jeder gerade stattfindende Versuch des kulturellen Austauschs neutralisiert wird.

Dennoch kann kultureller Austausch ein wichtiges Instrument im Repertoire von Staaten im Umgang mit anderen, nichtalliierten Staaten sein. Daran erinnert uns einer der frühesten Versuche einer westlichen Nation, Großbritannien, formelle Beziehungen mit China aufzunehmen. Weil der Hof der imperialen Qing-Dynastie in Peking keine „ebenbürtigen“ diplomatischen Beziehungen kannte, als sich Lord Macartney im Jahre 1792 der Tianjin-Küste näherte, scheiterten Großbritanniens Versuche kläglich. Dieses Scheitern wurde von der schieren Größe des kulturellen Grabens zwischen den beiden Gesellschaften verursacht, und weil es keinen Mechanismus gab, der für ein tieferes Verständnis für die Art dieser kulturellen Barrieren hätte sorgen können, dümpelten die Beziehungen zwischen China und dem Westen fortan vor sich hin. Sie wurden nicht neu belebt, geschweige denn ausgebaut, bis beide Länder ein halbes Jahrhundert später in den Opiumkriegen (1839-42 und 1856-60) in bewaffnete Konflikte miteinander gerieten – Konflikte, die das Jahrhundert der sogenannten „ungleichen Verträge“ einläuteten und ein tiefes Reservoir an Ressentiments zwischen China und dem Westen schufen, die wir immer noch nicht überwunden haben.

### **Wenn ein aufstrebendes China und ein bescheidenerer Westen aufeinandertreffen, wer verneigt sich tiefer?**

Diese jahrhundertealte Frage hat nun, da beide Enden der Welt unter leicht veränderten Vorzeichen zusammenkommen, eine neue Bedeutung erhalten. Die uralte chinesische Frage, wer höher steht, war schon immer ein kritischer Reibungspunkt. Seit dem 18. Jahrhundert, als die hartnäckigen Forderungen des kürzlich aufgestiegenen Westens nach Gleichheit in der Repräsentation bei den Chinesen und ihren rigiden Vorstellungen von Überlegenheit auf taube Ohren stießen, haben die Ost-West-Beziehungen nie mehr zu einem wirklichen Gleichgewicht gefunden.

Und doch erlebte das chinesische Publikum vor Kurzem bei einer Aufführung, wie sich Meryl Streep, eine unvergleichliche Künstlerin internationalen Rangs, vor einem anderen Titanen der Kunstwelt, der zufällig chinesisch war, demütig niederwarf – der seinerseits, in einem unerwarteten Ballett der Bescheidenheit, ebenso demütig vor ihr auf die Knie fiel.

Im November 2011 brachten die Asia Society und das US-China Forum on the Arts and Culture des Aspen Institute Meryl Streep und Yo-Yo Ma – sowie Persönlichkeiten wie die Köchin Alice Waters, den Regisseur Joel Coen, den

Schriftsteller Michael Pollan und andere – im Rahmen eines Kulturaustauschprogramms nach China. Bei einem Konzert mit chinesischen Musikern und Künstlern, in dessen Verlauf stets ein Vertreter des einen Kulturkreises mit einem Vertreter des anderen Kulturkreises paarweise auftrat, kamen Streep und Ma gemeinsam auf die Bühne. Sie trug ein Gedicht von Wang Wei aus der Tang-Dynastie und einen Brief von Martha Graham an Agnes DeMille über den kreativen Prozess vor, während er Elemente von George Crumbs Sonate für Solo Violoncello spielte.

Als die hypnotisierende Darbietung endete und tosender Applaus einsetzte, umarmten sich Streep und Ma und verbeugten sich vor dem Publikum. Sie schickte sich an, von der Bühne zu gehen, doch er rief: „Geh nicht weg! Geh nicht weg!“ Das Publikum klatschte weiter, sie machte kehrt und kam zu ihm in die Mitte der Bühne zurück. Ihre Hände in einer Geste der Wertschätzung zusammengemischt, drückte sie eine Hand an ihr Herz und verneigte sich dann vor ihm in einer tiefen, ehrfürchtigen Bewegung. Ma, der sich als Objekt solcher Bewunderung offensichtlich unwohl fühlte und den Wunsch hatte, seinerseits seine Wertschätzung für ihre Kunst zu demonstrieren, fiel wie einst Sir Walter Raleigh vor ihr auf ein Knie. Dann, als habe er plötzlich beschlossen, dass dies noch keine hinreichende Verneigung vor ihrem Können sei, verwandelte sich seine ohnehin schon untertänigen Geste in einen vollendeten Kniefall, mit beiden Knien auf dem Boden.

Das wiederum veranlasste Streep zu einer noch extremeren Demonstration ihrer Demut angesichts Mas musikalischer Fähigkeiten. Unter dem begeisterten Gejohle des Publikums fuhren die beiden mit ihrem Duett der immer stärkeren Ehrerbietung fort, bis sie schließlich beide flach auf dem Boden lagen. Als sie sich schließlich von ihrem seltsamen *pas de deux* erhoben, lag ein breites, amüsiert-verblüfftes Lächeln auf ihren Gesichtern. Das chinesische Publikum, wohl begreifend, dass sich auf der Bühne gerade etwas Beispiellooses abgespielt hatte, geriet vollends aus dem Häuschen, klatschte, lachte und jubelte in einem Zustand stürmischer Verzückung. Die Zuschauer ahnten vielleicht, dass sie gerade Zeuge einer dramatischen Kehrtwende in einem jahrhundertalten Streitpunkt zwischen China und dem Westen geworden waren.

### **Den relativen Status verhandeln**

Seit König George III. im Jahre 1793 George Viscount Macartney of Dervock nach Peking entsandte, um Botschafter mit der Qing-Dynastie auszutauschen, drehen sich die Beziehungen zwischen China und dem Westen um die knifflige historische Frage, wer stärker sei und wer folglich vor wem niederzuknien habe. Nach langen und komplexen Verhandlungen darüber, ob er vor Kaiser

Qianlong einen Kotau machen würde, scheiterte Lord Macartneys Mission, die immer noch mächtigen Chinesen davon zu überzeugen, dem britischen Botschafter einen permanenten Sitz in Peking zu gestatten.

Als Macartney in Peking erschien, um gleichberechtigte Beziehungen einzufordern, war China immer noch stark, und Macartney stieß auf große imperiale Fassungslosigkeit. Immerhin hatte das Reich der Mitte Emissäre aus anderen Ländern noch nie anders akzeptiert denn als tieferstehende, Achtung bezeugende Bittsteller, denen es vielleicht periodisch gestattet sein würde, nach Peking zu reisen, um dem Sohn des Himmels Geschenke zu überbringen. Sie als Gleichberechtigte anerkennen? Niemals! Als Macartney erfuhr, er müsse vor dem Kaiser einen Kotau machen – sich verneigen und den Boden mit dem Kopf berühren –, weigerte er sich. „Als Vertreter des ersten Monarchen der westlichen Welt muss seine Würde das Maß meines Verhaltens sein“, schrieb er in sein Tagebuch.

Es folgten zwei Monate des Streits über die irritierende Frage, welchen Kniefall Macartney vor dem Kaiser würde machen müssen. Die verfahrenere Situation schien sich aufzulösen, als die Chinesen auf den Gedanken kamen, nach der „repräsentativen Zeremonie für den König von England“ zu fragen. Macartney erklärte, dass sich die Untertanen mit einem Bein niederknien und die Hand Ihrer Majestät küssen müssten. „Aber warum“, so überliefert Macartney die Antwort seiner chinesischen Gesprächspartner, „können Sie nicht das gleiche für den Kaiser tun?“ „Sehr gern“, antwortete Macartney. „Die Zeremonie, die ich meinem eigenen König angedeihen lasse, bin ich bereit, auch für Ihren Kaiser abzuhalten, und ich denke, dies ist ein größeres Kompliment als jedes andere, das ich ihm machen könnte.“

Leider tauchte ein weiteres Problem auf. „Kurz darauf traf der Gesandte ein und erklärte, es sei nun beschlossen worden, die englische Zeremonie abzuhalten, bloß dass er, da es in China nicht Sitte war, die Hand des Kaisers zu küssen, vorschlug, ich solle auf beide Knie fallen anstatt auf [eines]“, schrieb Macartney. „Ich sagte ihm, dass ich meine Antwort bereits gegeben hätte, und sie lautete, dass ich einen einfachen Kniefall machen würde in den Situationen, in denen es auch für die Chinesen üblich sei, sich zu Boden zu werfen.“

In diesem Austausch ist unschwer erkennbar, wie schwierig es während dieser ersten Begegnung war, den trennenden kulturellen Graben zu überwinden und die Feinheiten des relativen Status' zwischen Ost und West auszutarieren. Lord Macartney vermerkte in seinem Tagebuch: „So endeten diese kuriosen Verhandlungen, die mir einen passablen Einblick in das Wesen dieses Hofes und in die politische Anrede gegeben haben, anhand der sie einander so sehr wertschätzen.“ Macartneys wohl wichtigster „Einblick“ war, dass in einer Kul-

tur, in der Gleichheit niemals vorausgesetzt werden kann, die Gesichtswahrung unendlich komplexe Verhandlungen über Symbolik mit sich bringt. Als er Peking verließ, kam Macartney einigermaßen entmutigt zu dem Schluss: „Das chinesische Wesen scheint derzeit unerklärlich.“

Ein Jahrhundert später, nachdem das Reich der Mitte von seiner Position der unangefochtenen globalen Überlegenheit so tief gestürzt war, dass es als „kranker Mann Asiens“ bezeichnet wurde, sammelte sich ein enormes Reservoir an Empfindlichkeiten gegenüber westlicher Dominanz und Schikane an. Dies trat besonders bei öffentlichen Begegnungen oder gemeinsamen Zeremonien zutage, bei denen der unterlegene Status der Chinesen hätte impliziert werden können. Für eine Nation, die sich so lange an die Stärke als eigenes Geburtsrecht gewöhnt hatte, war die Vorstellung von Schwäche unbeschreiblich schmerzhaft.

Je mehr China kopfüber auf den Kollaps zutaumelte, desto weniger gab es für Chinesen irgendeinen Grund für ein Gefühl der Überlegenheit oder zumindest der Gleichrangigkeit. Ihrer Sehnsucht nach Respekt – oder sogar nur nach einem ritualisierten Anschein von Respekt – tat das keinen Abbruch. Die Chinesische Kommunistische Partei ersann eine einzigartige Ideologie der ungerechten Behandlung, in der China als von imperialen Mächten ausgebeutetes und gedemütigtes Land dargestellt wurde, was die Sehnsucht nach Respektbekundungen nur noch weiter steigerte. Wer vorangehen darf, wer sich vor dem Anderen verneigen muss, wer höher als der Andere sitzt, all das wurde zu einem Bestandteil eines ständigen Schattenspiels der Gesichtswahrung – ein Balsam, der den tatsächlichen Respektmangel lindern sollte.

China hat natürlich jüngst viel von seinem früheren Wohlstand und seiner Macht wiedererlangt, es hat neues Selbstbewusstsein gewonnen und es legt zuweilen Arroganz an den Tag. Doch hat diese Wiederkehr des Selbstbewusstseins dazu geführt, Chinas seit Langem bestehenden psychologischen Hunger nach Gleichstellung zu stillen? Dieser Moment könnte eintreten – wenn alles gut läuft; er ist jedoch noch nicht gekommen. Die Chinesen haben ihr Land auf eine Stufe gehoben, die sich der der sogenannten „Großmächte“ zumindest annähert. Doch für echte Veränderungen in dem Machtgefüge innerhalb und zwischen Ländern bedarf es normalerweise einer Generation oder zwei, bis diese von den jeweiligen Bevölkerungen auf beiden Seiten psychologisch absorbiert werden.

Während Chinas Wohlstand und Macht wachsen, wird von nun an seine nationale Herausforderung darin bestehen, sich selbst allmählich wieder hinreichend in die Runde der Großmächte wiederaufgenommen zu fühlen, so dass es nicht mehr in Narrativen des Opferdaseins zu schwelgen braucht oder sich

bei symbolischen Bekundungen seiner Gleichstellung oder Überlegenheit militant verhalten muss. Der höchste Evolutionsgrad für jede wahrhaft große Macht ist, den Punkt zu erreichen, von dem aus es möglich ist, die Begriffe der Unter- und Überlegenheit hinter sich zu lassen; besser noch, ein Selbstbewusstsein zu pflegen, das zu Bescheidenheit führt. Das ist viel verlangt von China und von jedem anderen Land. Selbst die Vereinigten Staaten, die derzeit stärkste Nation der Welt, haben eine solche nationale Reife nur selten gezeigt.

Warum waren Meryl Streep und Yo-Yo Ma auf dieser Bühne in Peking – die passenderweise gleich auf der anderen Straßenseite der Verbotenen Stadt liegt, wo vor über zweihundert Jahren Kaiser Qianlong herrschte – so beispielhaft? Anstatt zu versuchen, den Anderen zu übertrumpfen oder das eigene Ego auf Kosten des Anderen zu stärken, wollten beide den Beifall von sich auf den Anderen lenken, was sich zu einem fast slapstickartigen, komödiantischen Wettbewerb der Bescheidenheit steigerte. Es war die Sternstunde einer Größe, die sich aus Leistung und Selbstvertrauen speist. Streep und Ma trugen zu einer wunderbaren Nacht der Kunst bei, doch wichtiger war, dass sie an die Adresse der Chinesen und Amerikaner ein ebenso subtiles wie machtvolles Signal ausandten, wie manchmal Zusammenarbeit auf Grundlage von Vertrauen entstehen kann.

Natürlich muss eine große Nation ihre eigenen Interessen verfolgen; doch sie braucht dabei nicht selbstbezogen und blind zu sein gegenüber den Interessen und Errungenschaften anderer Nationen. Wahre Größe erfordert keine endlose Bewunderung; sie gedeiht, wenn ab und zu der Beifall auf andere gelenkt wird. Es war dieses Element, das beim gemeinsamen Auftritt von Streep und Ma so herzerwärmend hervortrat – und das vor zweihundert Jahren bei Lord Macartneys Besuch bei Kaiser Qianlong so gefehlt hatte. Leider fehlt es auch heute noch viel zu oft in den Beziehungen zwischen China und dem Westen.

# Kulturdiplomatie ist keine Einbahnstraße

EBERHARD SANDSCHNEIDER

In den Beziehungen des Westens zu China ist die Kulturdiplomatie ein Nachzügler. Anfang der siebziger Jahre, als sich China gerade mühsam aus dem dunklen Zeitalter der Kulturrevolution befreit hatte, beherrschten strategische und Sicherheitsinteressen die Annäherung des Westens an das Reich der Mitte. Jede Unterstützung in der globalen Konfrontation mit der Sowjetunion war willkommen, und China war ein bevorzugter Partner, wenn es darum ging, Moskaus Einfluss einzudämmen. Mit Beginn der Reformpolitik im Jahre 1978 und Chinas schrittweiser Öffnung begann das ökonomische Interesse zu überwiegen; es ist bis heute der Schwerpunkt westlicher Chinapolitik geblieben. Die politischen Beziehungen zu China waren für westliche Regierungen und Nationen allerdings schon immer eine große Herausforderung. In den meisten Ländern des Westens scheint die Hoffnung auf einen besseren Marktzugang mit Erwartungen von einer raschen Verbesserung der Menschenrechtslage in China einherzugehen – und zu kollidieren. Die heimischen Wähler dringen auf eine Wertedebatte, die auf der (selten expliziten und meist unausgesprochenen, aber dennoch überall durchscheinenden) Annahme westlicher Überlegenheit basiert. Die Unternehmen ringen derweil um Erfolge und pragmatische Lösungen, während sich politische Strategen mit Chinas wachsendem Selbstbewusstsein konfrontiert sehen. Es mag daher kaum erstaunen, dass es auch nach vier Jahrzehnten der immer intensiveren bilateralen Beziehungen und trotz unbestreitbarer Fortschritte weiterhin zu Irritationen kommt.

Die westlich-chinesischen Beziehungen sind geprägt von einem derartigen Mangel an Vertrauen und gegenseitigem Respekt, dass auf beiden Seiten strategische Kerninteressen darunter leiden. Trotz hunderter Delegationen und

tausender Austauschstudenten sind sowohl China als auch der Westen noch weit davon entfernt, jenes Maß an gegenseitigem Verständnis aufzubringen, das für dauerhafte und nachhaltige bilaterale Beziehungen notwendig wäre. Kulturdiplomatie könnte das beste, das vielleicht einzige Instrument sein, mit dem sich diese tiefen Gräben des gegenseitigen Unverständnisses überwinden ließen. Sie ist deshalb nicht nur ein integrales, sondern auch ein extrem wichtiges Element der Außenpolitik. Kulturdiplomatie erfüllt die wesentliche Aufgabe, Menschen zusammenzuführen, die in unterschiedlichen kulturellen Welten leben, die unterschiedliche Kommunikationscodes und unterschiedliche Regeln befolgen.

Eine der größten Herausforderungen für eine erfolgreiche Kulturdiplomatie liegt gewissermaßen im Auge des Betrachters. Aus westlicher Perspektive wird China normalerweise nicht als echter Partner angesehen – weil China in gewisser Weise überhaupt nicht gesehen wird. Einer der Gründe für diese unilaterale Arroganz könnte in der Tatsache liegen, dass die Interaktion mit dem Fremden allzu oft auf Vergleichen gründet: „Wir“ und „die Anderen“ sind die entscheidenden Ausgangspunkte. „Wer wir sind“ und „Wer die Anderen sind“ wird zum alles bestimmenden Subtext für jeglichen Austausch. Deshalb gründen viele westliche kulturelle Annäherungen an China auf einem nicht überprüften Vergleich. Wir behandeln China, als handele es sich um eine weniger entwickelte Version eines westlichen Landes oder irgendeines anderen Entwicklungslandes, das uns vertraut ist, oder wie irgendeine andere potenzielle Macht, die wir kennen. China als Partner anzuerkennen hieße dagegen, dass wir versuchen, seine besondere Geschichte und einzigartige Kultur zu verstehen, und nicht nur seine Ähnlichkeit mit Land X zu sehen oder die Unterschiede zu unserem eigenen Land. Wir müssen uns Peking als einem potenziellen Partner nähern, nicht als einer potenziellen militärischen Bedrohung, nicht als einer immer stärker werdenden Herstellernation und nicht als einem Umweltsünder – sondern einfach als China.

Ebenso wichtig ist, dass die Art der Kulturdiplomatie von den Botschaften bestimmt wird, die man aussenden will. In zu vielen Fällen zielt Kulturdiplomatie nicht auf den reinen Austausch von Wissen ab, sondern verfolgt implizite oder explizite politische Interessen. Oft werden mit kulturdiplomatischen Programmen politische Botschaften ausgesandt, manchmal offen, meist aber unter dem Deckmantel des kulturellen Erbes, sei es in der Malerei, der Literatur oder der Musik. Das Ziel ist eindeutig und schlicht: Sie sollen von unseren Erfahrungen lernen! Dagegen ist zwar nichts einzuwenden, doch etwas komplizierter werden die Dinge, wenn die dahinterliegende Botschaft lautet: Wir teilen unsere Perspektiven und Erfahrungen mit ihnen, denn sie sollen ein

bisschen mehr so werden wie wir! Bedauerlicherweise ist China in diesem Sinne in den vergangenen drei Jahrzehnten mehr als Objekt und weniger als Partner in der Kulturdiplomatie gesehen worden. Die Fallstricke von Ideologie und Propaganda erweisen sich immer wieder als schwer vermeidbar – selbst von wohlmeinenden Institutionen und Akteuren. Nur wenn man anerkennt, dass Kulturdiplomatie keine Einbahnstraße ist, sind weitere Erfolge mit einem Land wie China möglich, das sein neugewonnenes Selbstbewusstsein im Schnelltempo in kulturdiplomatische Programme überträgt, die auf Sprache, Geschichte und kulturelle Errungenschaften setzen. Wir brauchen deshalb keine Einbahnstraßen, sondern dringend solche, die in beide Richtungen befahren werden können. Die Zeiten westlicher Überlegenheit und Vorherrschaft sind vorbei – auch im Bereich der Kulturdiplomatie.

### **Was wir daraus lernen müssen**

Kulturdiplomatie braucht langfristige Perspektiven. Weder können einzelne Ereignisse eine dauerhafte Grundlage für einen echten Austausch von Ideen schaffen, noch lassen sich Normen und Werte in einem einmaligen Format wirklich vergleichen oder aneinander messen. Wir kämen weiter, wenn wir uns den chinesischen Ansatz des Schritt-für-Schritt-Vorrückens aneignen würden, anstatt in kurzlebigen Aktivismus zu verfallen, mit dem sich zwar brillante Initiativen auf den Weg bringen lassen, der sich aber auch schnell in Luft auflöst, sobald der politische Gegenwind zu stark wird.

Wer westliche Kultur dazu nutzen will, um China grundsätzlich zu verändern, ist zum Scheitern verurteilt. Jene aber, die China in der notwendigen langfristigen Perspektive betrachten, werden große Mühe haben, ihre heimische Basis von ihrem Handeln zu überzeugen und Kritik abzuwehren. Kulturdiplomatie bedarf einer Mischung aus staatlichen und nichtstaatlichen Akteuren. In dieser Hinsicht werden zwischen westlichen und chinesischen Ansätzen weiterhin große Unterschiede bestehen bleiben. Im Westen sind nichtstaatliche Akteure eindeutig wichtiger als staatliche Akteure, auch wenn sie Mühe haben, nichtstaatliche chinesische Partner zu finden. Umgekehrt gibt es in China keine autonomen nichtstaatlichen Akteure wie private Stiftungen – und es wird sie auch in absehbarer Zukunft nicht geben. Die Spannungen, die sich aus der Koordination öffentlicher und privater Akteure ergeben, werden auch weiterhin eine Herausforderung für eine erfolgreiche Zusammenarbeit bleiben und Debatten im In- und Ausland befeuern.

Die Koordination mit staatlichen Institutionen (zum Beispiel dem Auswärtigen Amt) im Inland bei gleichzeitiger Zusammenarbeit mit staatlich geführten Institutionen in China ist die größte Herausforderung für jede Stiftung, die



sich in der Kulturdiplomatie gegenüber China engagiert. Die politischen und bürokratischen Hürden in China können beschwerlich sein, doch möglicherweise noch schwieriger wird es sein, heimische Kritik an der „Kollaboration“ mit nichtdemokratischen Systemen zu vermeiden, die dem Ansehen einer Institution potenziell großen Schaden zufügen kann.

Viele der chinesischen Initiativen, die in anderen Beiträgen in diesem Band detailliert beschrieben werden, haben den westlichen Vorbildern viel zu verdanken. Chinas außenpolitische Strategen haben die Bedeutung von Soft Power begriffen und investieren viel Geld und Energie in die Entwicklung der kulturdiplomatischen Instrumente ihres Landes. Dies ist eine normale und legitime Konsequenz aus Chinas immer aktiverer Außenpolitik, möglich geworden durch die wirtschaftlichen Erfolge des Landes. Kulturdiplomatie wird in der Außenpolitik der westlichen Länder und der Schwellenökonomien eine immer wichtigere Rolle spielen. Sie wird den Grundstein für einen lebhafteren globalen Austausch und ein hoffentlich besseres Verständnis füreinander legen.

# Kulturdiplomatie in einem neuen diplomatischen Umfeld

THOMAS BAGGER

Unser Verständnis jener transformativen Kräfte, die wir als „Globalisierung“ bezeichnen, bleibt begrenzt. Es gibt wenig Hinweise darauf, dass wir unser Denken oder die Strukturen, innerhalb derer wir agieren, an die Veränderungen anpassen, die diese Kräfte mit sich bringen. Um beurteilen zu können, was private Kulturdiplomatie in der heutigen Welt beitragen kann, können sollte oder nicht beitragen kann, müssen wir zunächst das sich wandelnde diplomatische Umfeld betrachten.

## **Die sich wandelnde Machtverteilung: Verschiebung und Diffusion**

Die Tendenz westlicher Analysten, den heutigen internationalen Rahmen in Formeln wie „der Westen versus den aufsteigenden Osten“ zu beschreiben, ist mehr als nur eine Mode. Selbst in den traditionellen Maßeinheiten der Macht – Bruttoinlandsprodukt, Handels- und Marktanteile, Wachstumsraten, industrielle Produktion und bis zu einem gewissen Punkt auch Militärausgaben – erleben wir ganz klar eine Verschiebung von Jahrzehnten der amerikanischen und europäischen Dominanz hin zu einer eher multipolaren – oder polyzentrischen – Welt. Es wäre zu kurz gegriffen, diese Verschiebung als ein Nullsummenspiel zu verstehen, in dem andere gewinnen, was wir verlieren. Die Realität ist natürlich viel komplizierter. In seinem jüngsten Buch *The Future of Power* argumentiert Joseph Nye, dass „sich in diesem Jahrhundert zwei große Machtverschiebungen vollziehen: eine Machtverschiebung zwischen Staaten und eine Machtdiffusion fort von Staaten hin zu nichtstaatlichen Akteuren“.

Die Globalisierung und ihr Motor, die informationstechnologische Revolution, haben Individuen, private Organisationen, NGOs und Stiftungen in einer Weise ermächtigt, die es ihnen erlaubt, Grenzen leicht zu überschreiten. Mas-

senmobilisierung ist nicht mehr länger ein Phänomen, das wir nur mit staatlichen Militärapparaten und den Werbestrategien privater multinationaler Konzerne verbinden. Sie kann heute themenspezifisch und interessenorientiert sein. Und, wie vor kurzem der etwas problematische Erfolg des Videos „Kony2012“ auf Facebook gezeigt hat, in kürzester Zeit lässt sich eine praktisch unbegrenzte Reichweite erzielen.

Diese Veränderungen schaffen ein internationales Umfeld, das von einer noch nie dagewesenen Geschwindigkeit der Informationsflüsse und von immer größerer Komplexität geprägt ist. Sie haben ein „Zeitalter der Fragilität“ eingeläutet, das von immer größeren Widersprüchen gekennzeichnet ist: zwischen nationalen Systemen der politischen Partizipation und den Fakten, die auf internationaler Ebene weitgehend außerhalb der Reichweite des nationalen Einflusses geschaffen werden.

### **Netzwerkorientierte Außenpolitik**

Seit einiger Zeit hat Außenpolitik aufgehört, das Vorrecht von Diplomaten und Außenministerien zu sein. Die Globalisierung hat die Geschwindigkeit des Nachrichtenkreislaufs erhöht und damit den Druck auf Regierungen. Sie hat auch einer Vielzahl neuer nichtstaatlicher Akteure mehr Macht verliehen. Zudem hat sie in den Vordergrund gerückt, dass Ansätze von „globaler Regierung“ (Global Governance) dringend benötigt werden, um eine ganze Reihe neuer Probleme anzugehen, wie Klimawandel, Wasser- und Nahrungsknappheit, Wettbewerb um Rohstoffe und Pandemien, um nur einige zu nennen. Kein einzelnes Land oder Außenministerium kann noch darauf hoffen, mit diesen Dingen alleine fertig zu werden.

Zu den Machtverschiebungen, die Nye beschrieben hat, ist noch eine zusätzliche Ebene der Diffusion hinzugekommen. In Ländern überall auf der Welt gründet eine wachsende Zahl von Ministerien spezielle Abteilungen, um mit der Internationalisierung ihrer jeweiligen Politikbereiche fertigzuwerden, die heute grenzüberschreitende Konsultationen erfordert. Die Politikfelder, um die es geht, reichen von Verteidigung, Handel, Investitionen und Entwicklung bis zu Gesundheit, Landwirtschaft, Forschung und Technologie, Bildung und sogar innenpolitischen Aspekten wie die Sozial- und Arbeitsmarktpolitik. Regierungen beschäftigen immer mehr technische Experten, um einen akzeptablen internationalen Konsens herzustellen. Einige Beobachter interpretieren diese Entwicklung irrtümlicherweise als einen Beleg dafür, dass die Außenministerien die Grenzen ihrer Zweckmäßigkeit erreicht haben, weil ihre Verantwortlichkeiten zunehmend von anderen übernommen werden, sowohl innerhalb der staatlichen Strukturen als auch von nichtstaatlichen Akteuren. Doch

dies ist eine völlige Fehlinterpretation der wahren Herausforderung, die in einer Welt entsteht, in der sich Macht auf eine Vielzahl von Akteuren verteilt und in der international koordiniertes Handeln in einer noch nie dagewesenen Zahl von Bereichen gefragt ist. Die Herausforderung für die Diplomatie lautet heute, Kohärenz, eine Einheitlichkeit der Absichten und ein klares Verständnis des nationalen – und europäischen – Interesses herzustellen. Anders ausgedrückt: Internationalisierte Politik in einer Reihe von separaten Politikfeldern ergibt noch lange keine Außenpolitik.

Während sich die Methoden, Instrumente, Prozeduren und sogar die Geschwindigkeit der Diplomatie verändert haben mögen, ist ihre grundlegende Aufgabe weitgehend unverändert und ebenso wichtig wie eh und je geblieben: das internationale Umfeld zu verstehen und zu bewerten, Bereiche geteilter Interessen zu identifizieren und das „recht verstandene“ nationale Interesse voranzutreiben. In der heutigen Welt kann Diplomatie diese Rolle nur ausfüllen, wenn Außenministerien sich erfolgreich in Plattformen verwandeln, auf denen die vielfältigen Akteure ihre Sichtweisen, Positionen und Interessen einbringen beziehungsweise austauschen können. Die Herausforderung besteht also darin zu glätten, zu koordinieren, idealerweise zu vermitteln und themenübergreifende Paketlösungen zu schnüren, um selbst festgefahrene Verhandlungen wieder in Gang zu bringen. Im Kern werden die Außenministerien der Zukunft als Drehkreuze für ein immer weitergespanntes Netzwerk von Akteuren und Themen dienen müssen. Diese Kapazitäten zu entwickeln erfordert netzwerkorientiertes Denken und die Entwicklung von Ansätzen und Strukturen innerhalb der Außenministerien. Sie müssen sich aktiv erstens auf ihre Versammlungsmacht, zweitens ihre Fähigkeit zum Agenda-Setting und drittens auf ihre Führungsstärke beim Herausfiltern und Verteidigen nationaler Interessen konzentrieren. Dies ist die Aufgabe, die den Außenministerien und Diplomaten von morgen zufallen wird.

### **Netzwerk Auswärtiges Amt**

Außenministerien haben zwei große Vorzüge, auf die sie bei diesem anspruchsvollen Unterfangen zurückgreifen können. Erstens können sie das weltweite Netzwerk der Botschaften im Ausland nutzen, die bereits alle Elemente der nationalen Politik gegenüber einem bestimmten Land oder einer internationalen Organisation integrieren. Zweitens steht ihnen ein Pool von Diplomaten zur Verfügung, die wegen ihrer internationalen Ausbildung und substanziellen Erfahrung im Ausland gut gerüstet sind, um alle Aspekte internationalisierter Politik in bestimmten Sektoren mit den außenpolitischen Zielen und Interessen in Einklang zu bringen.

Allerdings sollte man sich keinen Illusionen über zentralisierte Steuerung hingeben. Eine netzwerkorientierte Außenpolitik wird sich zunehmend auf die Macht der Überzeugung verlassen müssen – nicht nur, weil andere Ministerien es nicht gern sehen würden, dass die Außenministerien formal eine Führungsrolle übernehmen, sondern auch wegen der großen Anzahl von unabhängigen und semiunabhängigen nichtstaatlichen Akteuren, die in das Netzwerk des Außenministeriums eines Landes integriert werden müssen. Diese Akteure wachen oft eifersüchtig über ihre Unabhängigkeit von offizieller Einflussnahme oder Anleitung und können weder geführt noch gelenkt werden. Sie wollen die Politik beeinflussen, während das Ministerium seinerseits seine Perspektiven teilen will und „Multiplikatoren“ außerhalb der Regierungsstrukturen braucht. Deshalb sollten Außenministerien viel aktiver versuchen, Netzwerke aufzubauen und zu erweitern – daheim und im Ausland. Solche Bemühungen würden auch den Austausch von Personal mit anderen Ministerien sowie mit Think-Tanks, dem Wirtschaftssektor und NGOs einschließen. Und echte netzwerkorientierte Außenpolitik muss auch Kulturdiplomatie einschließen.

### **Die Rolle der Kulturdiplomatie**

Kulturdiplomatie war lange ein integraler Bestandteil des Konzepts der deutschen Nachkriegsaußenpolitik, so etwas wie ihre sogenannte „dritte Säule“. In der heutigen Welt aber nehmen die Merkmale und Instrumente von Kulturdiplomatie eine neue Bedeutung an. In seiner jüngsten Stellungnahme zum Konzept hinter seiner Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik (AKBP), veröffentlicht im September 2011, betont das deutsche Auswärtige Amt die Notwendigkeit, diese Instrumente – fast 150 Goethe-Institute, 1500 „Partnerschulen“, die auf der ganzen Welt Deutsch lehren, und etwa 40 000 jährliche Studentenstipendien – an das neue internationale Umfeld anzupassen. Technologiebetriebene globale Netzwerke haben einen weltweiten Wettbewerb der Ideen, kreativen Produkte, des Designs und der Bildung ausgerufen. Kulturdiplomatie ist daher ein unverzichtbarer Teil der Imagepflege einer Nation in den Köpfen der globalen Bürger. Dieses Image – oder die nationale „Marke“ – kann ein großer Vorteil sein, wenn es um die Fähigkeit eines Landes geht, die Agenda zu bestimmen, aber auch eine Verpflichtung. Ein netzwerkorientiertes Konzept moderner Diplomatie zielt daher auf einen so breiten Ansatz wie möglich, um die Macht der Kulturdiplomatie für sich nutzbar zu machen: nicht nur durch die bloße Unterstützung und Subventionierung eines kulturellen Netzwerkes, sondern auch durch die Ziehen eines größtmöglichen Nutzen aus dem vollen Spektrum an privaten Akteuren, Organisationen und

Stiftungen, um für die normative Basis der Außenpolitik des jeweiligen Landes zu werben.

Privat finanzierte Kulturdiplomatie tut längst das, was Außenministerien viel stärker tun müssten: Plattformen für einen Austausch der Ideen und Meinungen bieten und Netzwerke des geteilten Interesses und des Informationsaustauschs schaffen. Zudem bietet die Praxis der Kulturdiplomatie, im Gegensatz zu einem eher „problemgetriebenen“ Verfolgen außenpolitischer Zielsetzungen, einen einzigartigen, wertvollen Vorteil. Erstens ist Kulturdiplomatie weniger unmittelbar interessengeleitet. Sie konzentriert sich vielmehr auf Identitäten, auf grundlegende Werte. Zweitens hat sie einen anderen Zeithorizont. Engagement und Austausch müssen sich nicht unmittelbar auszahlen. Der Prozess des „Wandels durch Wechselbeziehungen“ ist weitaus weniger utilitaristisch und gerade deshalb glaubwürdiger. Drittens liegt der Schwerpunkt der Kulturdiplomatie nicht auf dem Kommunizieren von Positionen, sondern auf dem Kanalisieren von Ideen. Einige dieser Ideen können an manchen Orten als gefährlich gelten, doch wenn sie sich in einer Gastgesellschaft als produktiv erweisen, werden sie ihren Weg in die Debatten und Diskussionen und irgendwann in das lokale Denken finden.

Hier kommen die Verschiebung und die Diffusion von Macht zusammen. Deutschland war bemüht, seine Außenpolitik nach dem verheerenden Krieg, mit dem es sich in die Isolation begeben hatte, neu auszurichten, und half, ein Netzwerk von kulturell-diplomatischen Akteuren aufzubauen, in Form von Goethe-Instituten, politischen Stiftungen und kulturellen Austauschorganisationen. Zusammen mit seinen engsten Nachbarn und Verbündeten gründete es Netzwerke von Kontakten in alle Bereiche des politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Lebens. Das deutsch-französische Jugendwerk zum Beispiel, eine Folge des Elysée-Vertrages, gilt heute innerhalb des Felds der internationalen Politik als exemplarische Organisation. Eine Vielzahl von regierungsfinanzierten und privaten Institutionen hat es Deutschland ermöglicht, einen beispiellosen Grad an Interaktion und eine Sicherheitspartnerschaft mit den USA zu unterhalten. Diese Netzwerke haben sich im Laufe der Jahrzehnte als unbezahlbar erwiesen. Sie haben dazu beigetragen, ein interkulturelles Verständnis entstehen zu lassen, das nicht nur die deutsche Reintegration in die Völkergemeinschaft, sondern auch friedlichen Wiedervereinigung des Landes ermöglicht hat.

### **Mit neuen Partnern arbeiten**

Heute finden wir uns in einer zunehmend polyzentrischen Welt wieder, in der die relevanten Akteure sehr unterschiedliche historisch gewachsene Traditio-

nen, Normen und Interessen haben. Es ist dringender denn je, auf „globale Regierung“ zu setzen, und doch wissen wir als Deutsche herzlich wenig über unsere aufstrebenden neuen Partner. Die Zusammenarbeit mit ihnen braucht ein tiefes Verständnis ihrer Perspektiven, Ziele, Interessen und letztlich ihrer kulturellen Grundfesten. Unsere Netzwerke mit Ländern wie Indien, Brasilien, Mexiko, Indonesien und vor allem China sind schmerzhaft inadäquat angesichts der wachsenden Bedeutung dieser Länder und angesichts unseres Interesses an praktischer Zusammenarbeit mit ihnen. Neue Generalkonsulate zu eröffnen, diplomatisches Personal von traditionellen Posten zu neuen Zentren der politischen und wirtschaftlichen Macht zu verschieben und mehr Sprachspezialisten im Auswärtigen Dienst auszubilden – all das ist notwendig und geschieht heute auch. Doch angesichts der Geschwindigkeit der Veränderungen und der Komplexität der internationalen Wechselbeziehungen müssen unsere Bemühungen viel breiter angelegt und nachhaltiger werden. Über 400 Universitätspartnerschaften sind bisher allein mit China ins Leben gerufen worden, und Ausstellungen mit Aushängeschildcharakter wie „Die Kunst der Aufklärung“ in Peking sind Referenzpunkte für interkulturelle Debatten. Auch wenn solche Debatten vielleicht keine unmittelbaren und greifbaren Ergebnisse produzieren, so helfen sie doch, ein Verständnis für den historischen Hintergrund der heutigen Beziehungen herzustellen.

Unsere kulturellen Beziehungen zu China, wie die zu vielen unserer Partner, vereint Elemente von sowohl Kooperation als auch Konkurrenz. Die Kunst der Außenpolitik ist das Identifizieren gemeinsamer Interessen und der Aufbau dauerhafter Beziehungen auf dieser Grundlage. Die Herausforderung unserer Zeit besteht darin, das Verständnis der Partner für ihre gemeinsamen Interessen auf die Sphäre der „global commons“ auszuweiten und ein einigermaßen funktionierendes System von Global Governance aufzubauen. Netzwerke zu bilden ist ein grundlegender Aspekt des Versuchs, dieser Herausforderung zu begegnen. Doch das richtige Netzwerken geht weit über die Kapazitäten von Regierungen hinaus. Deshalb ist es unumgänglich, dass private Kulturdiplomatie und Philanthropie mit den offiziellen außenpolitischen Interessen verbunden werden. Der Grad dieser Verknüpfung wird stark variieren, aber es kann keinen Zweifel daran geben, dass die privaten kulturdiplomatischen und gemeinnützigen Träger ein essentieller Bestandteil einer netzwerkorientierten Außenpolitik im 21. Jahrhundert sein müssen.

Schließlich lohnt es sich darüber nachzudenken, dass die Bedeutung, die wir der Kulturdiplomatie zugestehen, letztlich auch von unserem eigenen Selbstbewusstsein abhängt. Glauben wir an die Kraft unserer eigenen Ideen? Glauben wir an die Macht der Werte, die die Grundlagen unserer Gesellschaft

ten und die Basis unserer täglichen Interaktionen bilden? Glauben wir daran, dass diese normativen Fundamente auch für die Völkergemeinschaft maßgeblich sein sollten, wenn es um Probleme geht, die von gegenseitigem oder gar globalem Interesse sind? Wenn die Antwort darauf „ja“ lautet, dann müssen wir in einen Lernprozess investieren, der nicht nur in zwei Richtungen verläuft, sondern der auch in der persönlichen Interaktion funktioniert, auf der Ebene, auf der die Menschen am ehesten zu beeindruckend sind: dem Bereich der Ideen, Emotionen und Debatten. Wenn wir glauben, dass Veränderung am besten und friedlichsten durch die Macht der Ideen aus dem Inneren der Gesellschaften heraus herbeigeführt wird, dann sollten wir unsere Investitionen in Netzwerke der höheren Bildung und in die Wissenschaften, aber auch in Kunst, Musik, Theater, Literatur und Design erhöhen. Die verbindende Macht der neuen Technologien wird helfen, doch nichts hinterlässt einen so starken Eindruck in den Köpfen wie die Erfahrung, einer fremden Kultur persönlich ausgesetzt zu sein.

Wir leben in einer Welt, die beinahe bis zur Unverständlichkeit komplex ist. Es ist auch eine Welt, in der, wie Nye es ausdrückt, „das Land mit der besten Story gewinnt“. Als Europäer sollten wir darauf vertrauen, dass wir eine fesselnde Geschichte zu erzählen haben.



# Das chinesische Verständnis von Kulturdiplomatie

WANG YIWEI

Nicht das vielgerühmte „chinesische Modell“ ist für die Chinesen der größte Quell ihres Stolzes, sondern ihr reiches kulturelles Erbe. Auch Diplomatie ist für Peking weniger wichtig als Kultur. Es ist daher kaum überraschend, dass Kultur, vor allem traditionelle Kultur, Dreh- und Angelpunkt der von der chinesischen Regierung betriebenen Öffentlichkeitsarbeit ist. Traditionell hat die chinesische Auffassung von Diplomatie einer Fortführung der Innenpolitik entsprochen. Chinas Kulturdiplomatie ist in dieser Hinsicht keine Ausnahme, wobei die „energische Entfaltung und das Gedeihen der Kultur“ in der Heimat als Grundlage für eine stärkere Sichtbarkeit der chinesischen Sprache und Kultur im Ausland verstanden wurden.

Das chinesische Verständnis von Kulturdiplomatie hebt sich in vielfacher Weise von dem des Westens ab. Zunächst einmal misst es Kultur und Diplomatie eine andere Bedeutung zu als der Westen. Um chinesische Kulturdiplomatie zu verstehen, sowohl mit Blick auf deren heutige Begrenzungen als auch auf künftige Trends, muss man die Konzepte verstehen, die Chinas Diplomatie zugrunde liegen.

## Kultur im chinesischen Diskurs

Es gibt viele Gemeinsamkeiten zwischen China und dem Westen hinsichtlich ihres Verständnisses von Kultur, doch es gibt auch klare Unterschiede. Ein zentraler Unterschied ist die chinesische Betonung der Kulturation im Gegensatz zur westlichen Betonung der Zivilisation. Das chinesische Konzept von Kultur versteht darunter eine Abkürzung von „humanistischer Kultivierung“. Nur der Mensch hat eine Kultur, und die menschliche Gesellschaft kann nur im Sinne von Kultur diskutiert werden. Die ursprüngliche Bedeutung von „Kultur“ lässt sich bis zu den Aphorismen des *I Ging* (Buch der Wandlungen) zurückverfol-

gen. Die westliche Auffassung von Kultur dagegen besteht im Allgemeinen aus drei Aspekten: Objekte, Systeme und Konzepte, wie die gesprochene und geschriebene Sprache, Bräuche, Ideologie und nationale Stärke. Die Kultur einer Gesellschaft drückt sich also in ihrem gesamten sozialen Wertesystem aus, einschließlich der nichtmenschlichen Objekte.

Es gibt zwei weitere Hauptunterschiede zwischen dem chinesischen und dem westlichen Verständnis von Kultur. Das chinesische Konzept betont Selbstdisziplin, während das westliche Konzept Heteronomie stärker hervorhebt. Und während sich das chinesische Konzept auf Kultivierung konzentriert, betont das westliche Konzept Identität.

### **Diplomatie im chinesischen Diskurs**

Moderne Diplomatie hat China von Europa gelernt. Trotzdem hat die chinesische Diplomatie viele Strategien und Einsichten beibehalten, die sich von alten Traditionen ableiten. Generell gibt es zwei Hauptunterschiede zwischen dem chinesischen und dem westlichen Konzept von Diplomatie. Während das chinesische die Harmonie betont, konzentriert sich das westliche Konzept auf Assimilation; und wo das chinesische (schützende) Moralität hervorhebt, betont das westliche (den Export von) Normen.

Diese Unterschiede fließen auch in das Verständnis von Soft Power und Kulturdiplomatie ein. Der Vergleich der Soft-Power-Konzepte in der Tabelle auf Seite 58 stellt die Hauptunterschiede zwischen dem chinesischen, dem europäischen und dem amerikanischen Verständnis von Diplomatie heraus.

### **Kulturdiplomatie im chinesischen Diskurs**

Bei der sechsten Plenarsitzung des 17. Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Chinas im Oktober 2011 ging es vor allem um kulturelles Bewusstsein und Selbstbewusstsein; die Beratungen stellen einen Meilenstein für die chinesische Kulturdiplomatie dar. Kulturelles Bewusstsein (文化自觉) legt Wert auf „Kultur für Diplomatie“, während im Mittelpunkt des „kulturellen Selbstbewusstseins“ (文化自信) „Diplomatie für Kultur“ steht. Natürlich hat Kultur in diesem Kontext eine ausgesprochen politische und ideologische Dimension. China hat jetzt mehr Selbstvertrauen in sein eigenes Entwicklungsmodell und Wertesystem gewonnen und sieht den Export der chinesischen Kultur als einen Weg, seinen internationalen Einfluss zu vergrößern.

Für China lag der Fokus stets auf „Kultur für Diplomatie“, oder mit anderen Worten, auf kulturellem Austausch als ein Mittel, um seine diplomatischen Ziele zu erreichen – ein Ansatz, für den heute die Konfuzius-Institute stehen. Im Vorfeld der Plenarsitzung im Herbst 2011 war die chinesische Kulturdiplomatie

Verständnis von Soft Power und Diplomatie

	China	EU	USA
<b>Ausgangspunkt</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Pfirsiche und Pflaumen reden nicht, doch die Erde bahnt sich einen Weg zu ihnen. 桃李不言，下自成蹊</li> <li>• Man kann bescheiden sein, wenn man keine selbstsüchtigen Wünsche hat. 无欲则刚</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Herrschen durch Beispiel</li> <li>• kosmopolitisch</li> <li>• Mission</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Stadt auf dem Hügel</li> <li>• amerikanischer Exzeptionalismus</li> </ul>
<b>Maßnahmen zur Implementierung</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Konfuzius: Alle positiven Einflüsse von ziviler Kultur und Tugend müssen kultiviert werden, um ungehorsame Ausländer anzuziehen; nur wenn sie verführt werden, werden sie sich beugen 远人不服，则修文德以来之；既来之，则安之</li> <li>• Ändere dich selbst, ändere die Welt (Zhang 2002). 改变自己，影响世界</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• normative Macht</li> <li>• sanfter Imperialismus</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Zuckerbrot</li> <li>• Öffentlichkeitsarbeit</li> </ul>
<b>Ideen für die Implementierung</b>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Konfuzius: Tu anderen nicht das an, was du nicht willst, dass andere dir antun. 己所不欲，勿施于人</li> <li>• Substanzielle Demokratie: Erreiche die Herzen der Menschen; multipolare Weltordnung</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• EU-Werte überall auf der Welt verbreiten</li> <li>• Prozedurale Demokratie: effektiver Multilateralismus</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Tu gegenüber anderen, was du willst</li> <li>• Pragmatismus: Bilateralismus und Multilateralismus</li> </ul>
<b>Ziele</b>	<p>Über Unterschiede: Akzeptiere die Schönheit deiner eigenen Zivilisation und akzeptiere auch die Schönheit anderer Zivilisationen; teile die Schönheit und lasse die große Harmonie der Welt entstehen 存异：各美其美，美人之美，美美与共，天下大同</p>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Die Kunst, Kompromisse zu finden: EU-Standard</li> <li>• Zivilmacht</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>• Die Kunst, Kompromisse zu finden: amerikanische Werte</li> <li>• Aggressivität</li> </ul>

matie in eine neue Phase eingetreten, die man als „Diplomatie für Kultur“ bezeichnen könnte. Diese „public diplomacy“ ist stärker medial geführt worden, doch auch hier bleibt der wichtigste Bezugspunkt der Berichterstattung die Kultur, vor allem traditionelle Kultur.

Im Einklang mit diesem neuen Schwerpunkt in der Kulturdiplomatie lobte der chinesische Kulturminister Cai Wu im November 2011 in einem Beitrag für *People's Daily* die Fortschritte der chinesischen Kulturdiplomatie: „Derzeit pflegt China gute Beziehungen und kulturellen Austausch mit 160 Ländern oder Regionen und hat intergouvernementale Abkommen über kulturelle Zusammenarbeit und kulturellen Austausch mit 145 Ländern unterschrieben ... China hat 96 Botschaften und Konsulate im Ausland eröffnet, neun chinesische Kulturzentren und 322 Konfuzius-Institute. Die Mainstream-Medien verbessern weiterhin die internationale Kommunikation, einschließlich fremdsprachiger Radio- und Fernsehsender. ... die Reichweite von China Radio International wächst ebenfalls.“

### **Ein neuer Schub für die Kulturdiplomatie**

Es gibt vor allem drei Gründe für Chinas Konzentration auf seine Kulturdiplomatie in den vergangenen Jahren. Der erste hat damit zu tun, wie China seine Zukunft sieht. Das dramatische Wirtschaftswachstum des Landes hat ihm erneut internationalen Einfluss gebracht. Chinas Machthaber wollen diese wirtschaftliche Macht um einen Zuwachs an politischem und sozialem Einfluss ergänzen.

Der zweite Grund ist ein historischer. China ist immer sehr stolz auf seine kulturellen Traditionen gewesen. Die westliche Kulturinvasion in der modernen Ära hat zu einer kulturell konservativen Haltung der Chinesen geführt. Mit dem Aufstieg Chinas als Wirtschaftsmacht wird kulturelle Wiederbelebung heute als Mittel gesehen, mit dem sich die chinesische Soft Power mehren und der Wahrnehmung entgegenwirken lässt, China sei eine Bedrohung. Kultur gilt als am besten geeignetes Mittel, um Chinas politisches Selbstbewusstsein und seine Selbstwahrnehmung als Großmacht zu spiegeln.

Der dritte Grund hat mit der Gegenwart zu tun. Als Ergebnis der Strategie „Kultur ins Ausland tragen“ haben Konfuzius-Institute überall auf der Welt die chinesische Kultur durch Diplomatie, kulturelle Erbauung und Austausch aktiv gefördert. Chinesische Kulturdiplomatie ist nicht nur ein staatliches Unterfangen, sondern rührt auch von individuellem Bewusstsein. Wie es der renommierte chinesische Soziologe Fei Xiaotong ausdrückt, „[i]n einem anderen kulturellen Umfeld bist du kein Individuum, sondern ein kultureller Repräsentant mit der Verantwortung, die eigene Kultur zu vertreten“.

Ingesamt lässt sich sagen, dass der heutige chinesische Ansatz in der Kulturdiplomatie zwischen der etwas defensiveren Strategie der „Kultur für Diplomatie“ und der offensiveren der „Diplomatie für Kultur“ angesiedelt ist.

### **Warum es so schwer ist, Kultur zu teilen**

Bei allen Errungenschaften gelten für die chinesische Kulturdiplomatie drei große Beschränkungen. Erstens haben chinesische Konzepte einen spezifisch chinesischen Charakter, was es für Außenstehende schwierig macht, Chinas einzigartigen kulturellen Hintergrund zu verstehen. Es ist eine erhebliche Herausforderung, sich auf das westliche Verständnis von China, aber umgekehrt auch, sich auf das chinesische Verständnis vom Westen einzulassen. Verwendet die chinesische Regierung im Umgang mit dem Rest der Welt die übliche internationale Sprache, so wird dieser Sprache notwendigerweise das charakteristisch Chinesische fehlen, und sie wird in der chinesischen Bevölkerung auf Kritik stoßen, sie sei zu stark verwestlicht. Auf der anderen Seite hat die internationale Gemeinschaft oft Schwierigkeiten, Chinas Absichten zu verstehen, wenn sich die chinesische Regierung mittels chinesischer Konzepte ausdrückt. Ein Beispiel hierfür ist die Strategie des „friedlichen Aufstiegs“: Das chinesische Verständnis betont das „Friedliche“, während das westliche Verständnis sich auf den „Aufstieg“ konzentriert. Ebenso wird 科学发展观 (kexue fazhan guan) als „wissenschaftliche Entwicklung“ übersetzt und im Westen als technologischer Fortschritt interpretiert. Dies aber lässt die chinesische Betonung auf dem „richtigen, angemessenen Konzept von Entwicklung“ unbeachtet.

Zweitens ist die traditionelle chinesische Gesellschaft säkular und von Natur aus frei von Proselytismus, was es für China schwierig macht, in die kulturelle Offensive zu gehen. Folglich bleibt seine Kulturdiplomatie zu defensiv. Chinas Interpretation von Soft Power ist eher nach innen gerichtet, und sein Betonen der spezifisch chinesischen Merkmale begrenzt die Reichweite der chinesischen Kulturdiplomatie.

Drittens begrenzen die starke pragmatische Strömung im traditionellen chinesischen Denken und der Mangel an Idealismus die chinesische Kulturdiplomatie. Der Schwerpunkt der traditionellen Kultur liegt auf dem Lernen, und dass sie den Buddhismus integriert hat, hat ihr nichts an missionarischem Geist hinzugefügt. So lautete das erklärte Ziel der Sieben Reisen des Zheng He während der Ming-Dynastie, lediglich „unendliche königliche Gnade“ und nicht die positiven chinesischen Errungenschaften zu verbreiten. In diesem Sinne ist der aktivistischere Ansatz der Konfuzius-Institute ungewöhnlich kühn. Man darf aber nicht vergessen, dass Konfuzius eher als Weiser denn als politischer Anführer gilt. Das introvertierte Wesen der chinesischen säkularen

Kultur führt dazu, dass es China an Initiative mangelt, wenn es um Kulturdiplomatie geht.

### Ausblick

In einer 1996 gehaltenen Rede in Peking argumentierte Lee Kuan Yew, man erreiche „Soft Power nur dann, wenn andere Nationen eine Nation bewundern und bestimmten Aspekten ihrer Zivilisation nacheifern wollen“. Natürlich bezieht sich Zivilisation nicht nur auf die antike, sondern auch auf die moderne Zivilisation. Vor allem bei der Förderung der modernen Identität stößt China in seiner Kulturdiplomatie auf hohe, hausgemachte Hürden.

Die heutige chinesische Kulturdiplomatie ist von drei Trends geprägt. Der erste spiegelt die dreifache Identität des Landes. Lian Qichao, Ende der Qing-Dynastie ein berühmter Gelehrter, unterteilte die chinesische Geschichte in „Chinas China“, „Asiens China“ und „das China der Welt“.<sup>1</sup> In der heutigen Welt ist die Schaffung einer chinesischen Identität ein Ringen darum, das traditionelle, das moderne und das globale China, die alle auf unterschiedliche Aspekte der chinesischen Erfahrung verweisen, miteinander zu versöhnen.

Das traditionelle China ist das kulturelle China, das vor allem auf der konfuzianischen Kultur mit ihren starken kontinentalen und agrarischen Merkmalen gründet. Das moderne ist das politische China; es gründet auf der revolutionären Erfahrung, dem Kampf um das Wiedererringen von Unabhängigkeit und Wohlstand nach den Opiumkriegen. Das globale bezieht sich auf das ökonomische China, das auf einem Öffnungs- und Reformprozess basiert, auf globalisierten Interessen und einer globalen Mentalität, die von einer chinesischen Version universeller Werte ausgeht.

Die Stärke der traditionellen chinesischen Kultur und der säkulare Charakter der Gesellschaft bilden den Hintergrund, vor dem Chinas Kulturdiplomatie weitgehend defensiv und in ihrer Wirkung begrenzt gewesen ist. Noch immer ist die chinesische Identität gefangen in einem Kampf zwischen dem traditionellen und dem modernen China, während sich das globale China erst noch auswirken muss. Vor allem aber ist China, von dem noch unvollständigen Prozess der Identitätsbildung eines „modernen Chinas“ einmal abgesehen, immer noch nicht geeint; eine klare nationale Agenda und ein modernes Staatskonzept befinden sich noch immer in der formativen Phase. So lehren beispielsweise die Konfuzius-Institute die chinesische Sprache und fördern die traditionelle chinesische Kultur, während sie das moderne China weitgehend außen vor lassen. Sie sind deshalb ungeeignet, eine neue Identität des „globalen Chinas“ voranzutreiben.

<sup>1</sup> Liang Qichao, „Introduction to Chinese History“, *Yinbinshi Heji* (Complete Works of Liang Qichao), (Beijing Press, 1901), 11-12.

Der zweite Trend bezieht sich auf eine rapide Entwicklung der kreativen Industrien. „Made in China“ ist immer noch weit entfernt von „Created in China“. Der chinesische Kulturminister hat erklärt, 2010 habe der Output von Chinas Kulturindustrie 1,1 Billion Yuan (173 Milliarden Dollar) betragen, 2,78 Prozent des Bruttoinlandprodukts. China muss also dringend seinen kulturellen Sektor fördern, „um seine Soft Power zu steigern“.<sup>2</sup>

Der dritte Trend bezieht sich auf die zuvor erwähnte Verschiebung von Kultur als einem Motor der Diplomatie hin zu Diplomatie als einem Motor der Kultur. Vor zehn Jahren beschwichtigte die frühere britische Premierministerin Margaret Thatcher den Westen selbstbewusst, dass China keine Supermacht werden könne, weil es keine „weltweit ansteckenden“ Werte zu exportieren habe. Diese Bemerkung schmerzt bis heute und wird oft im Kontext der aktuellen Kampagne zur Schaffung eines „Systems zentraler sozialistischer Werte“ zitiert.

Chinas neue Gewichtung von „kulturellem Bewusstsein“ und „kulturellem Selbstbewusstsein“ ist ein Signal, dass die chinesische Kulturdiplomatie in eine neue Phase eintritt – die der „Diplomatie für Kultur“. China ist überzeugt, dass es universelle Werte anzubieten hat, und wird sich immer stärker bemühen, diese zu exportieren.

---

<sup>2</sup> David Pilling, „China needs more than a five-year charm offensive“, *Financial Times*, 9. November 2011.

# Die Grenzen der chinesischen Kulturdiplomatie

ZHANG JUNHUA

Der Begriff „Kulturdiplomatie“ ist erst seit kurzem Teil der Lehre von den internationalen Beziehungen, doch Zeugnisse dieser Praxis finden sich in der gesamten Menschheitsgeschichte. Die weit zurückreichende Historie der chinesischen Zivilisation hat China zu einem der wenigen Länder mit umfassenden Erfahrungen mit dieser Art von Diplomatie gemacht. Ein bemerkenswertes Beispiel ist die sogenannte Reise des Zheng He (1371-1433) während der Ming-Dynastie. Diese Serie von Reisen wurde angeregt, um chinesische Präsenz in anderen Teilen der Welt zu zeigen, um die dortigen Menschen zu beeindrucken und um das Tributsystem des Kaiserreiches auszuweiten: So ist es gängige Meinung, dass Zhengs Expeditionen sogar das Kap der Guten Hoffnung erreicht haben könnten.

Nun lässt sich argumentieren, dass der Aufstieg Chinas in den letzten drei Jahrzehnten ein Versuch ist, die wirtschaftliche Macht wiederzuerlangen, die das chinesische Reich im Verlauf des 19. Jahrhunderts verlor. Neben ihren wirtschaftlichen Erfolgen hat diese aufsteigende Weltmacht auch begonnen, ihren kulturellen und spirituellen Einfluss „zurückzuerlangen“, indem sie ihre Kulturdiplomatie verstärkt hat. Diese Ambition wurde von Parteichef Hu Jintao im Oktober 2007 in seiner Rede beim 17. Parteikongress klar formuliert: „Die große Erneuerung der chinesischen Nation wird zweifellos von einem Aufblühen der chinesischen Kultur begleitet sein. ... Wir müssen die Kultur als Teil der Soft Power unseres Landes stärken. ... Wir werden die erlesenen Traditionen der chinesischen Kultur weiter bekanntmachen und den internationalen kulturellen Austausch verstärken, um den Einfluss der chinesischen Kultur weltweit zu



vergrößern.“<sup>1</sup> Im Einklang mit dieser Ankündigung erklärte Sun Jiazheng, Chinas früherer Kulturminister, dass Kultur heute zur dritten Säule der chinesischen Diplomatie geworden sei, nach der Wirtschaft und der Politik.<sup>2</sup>

Es ist offensichtlich, dass Chinas großes Interesse an Kulturdiplomatie eng mit seiner stärkeren Konzentration auf die Idee der Soft Power verknüpft ist. Die Fähigkeit, durch Anziehung zu überzeugen – so Joseph Nyes Definition – wird von den wenig greifbaren Stärken eines Landes bestimmt, wie dem Reichtum seines kulturellen Erbes, seinem Wertesystem, seinen Errungenschaften in der Bildung, seinem Innovationsgeist und so fort.<sup>3</sup> In den vergangenen paar Jahren hat es innerhalb chinesischer Regierungs- und Wissenschaftskreise eine merkbare Intensivierung des Diskurses um den Begriff der Soft Power gegeben.

Chinas weit zurückreichende Geschichte hat das Land mit vielen einzigartigen und attraktiven kulturellen Ressourcen ausgestattet, darunter seine antiken philosophischen Traditionen, chinesische Kalligrafie, Musik, Kochkunst, Medizin und Kampfsportarten. Diese Ressourcen sind eine wertvolle Grundlage für die chinesische Kulturdiplomatie.

### Chinas Bestrebungen

Chinas Bemühungen im Bereich der Kulturdiplomatie lassen sich in zwei Kategorien unterteilen. Bei der ersten geht es um die Herstellung der sogenannten „internen“ Attraktivität. Zu den Ereignissen dieser Kategorien, die zur Verbesserung von Chinas Ansehen in der Region und in der Welt beigetragen haben, finden wir unter anderem die Olympischen Spiele 2008 in Peking, vor allem die Eröffnungszeremonie, die Expo 2010 in Shanghai mit ihren mehr als 70 Millionen Besuchern und das Boao Asienforum auf der Insel Hainan, das jährlich etwa 2000 asiatische Politiker und Unternehmer anlockt und das als „asiatisches Davos“ bezeichnet wird.<sup>4</sup>

Meistens aber wird Kulturdiplomatie als eine Art von nach außen gerichteter Politik verstanden; China hat in diesem Bereich enorme Ressourcen und Humankapital investiert. Die Konfuzius-Institute, die Chinas Kultur und Sprache verbreiten, sind hierbei Vorzeigeprojekte. Das erste dieser Institute wurde 2004 gegründet, und das System der Konfuzius-Institute und -Klassenzimmer hat sich seither außerordentlich schnell verbreitet. Ende 2010 gab es 282 regis-

<sup>1</sup> Hu Jintaos Rede beim 17. Parteikongress, China.com.cn.

<sup>2</sup> „Minister of Culture Sun Jiazheng: Enhance our ability to help Chinese Culture go out into the world“, <http://www.jxwhsc.com/gzck/show.asp?id=477>.

<sup>3</sup> Joseph S. Nye Jr., *Soft Power: The Means to Success in World Politics* (2004), 5.

<sup>4</sup> Xin Li and Verner Worm, „Building China’s Soft Power for a Peaceful Rise“, *Journal of Chinese Political Science* 16, no. 71 (2011).

trierte Konfuzius-Institute und 241 Konfuzius-Klassenzimmer, was bedeutet, dass seit Beginn des Projekts alle drei Tage irgendwo auf der Welt eine neue Zweigstelle gegründet wurde.<sup>5</sup> In einer interessanten Demonstration der Offenheit hat „Hanban“, die Zentrale der Konfuzius-Institute, ausländische Experten zur Mitarbeit eingeladen.

Die Bedeutung der Massenmedien erkennend, hat China seine Soft-Power-Ressourcen auch mit den Mitteln der Informations- und Kommunikationstechnologien gebündelt. Diese haben den grenzübergreifenden Kulturaustausch in vorher nicht gekanntem Maße erweitert und vertieft. Am 18. Januar 2012 sagte Wang Cheng, zu dem Zeitpunkt Chef der Informationsbehörde des Staatsrats, China solle bei der Verbreitung seiner Stimme im Ausland offener werden.<sup>6</sup> Obwohl Peking die strenge Kontrolle seiner Medienkanäle beibehalten hat, diese weiterhin zensiert und mit Parteinachrichten füttert, gibt es Anzeichen dafür, dass sich Chinas englischsprachige Medien bemühen, in ihrer Rhetorik und Programmstruktur westlicher zu werden. Zumindest treten sie bedeutend zahmer auf als die chinesischsprachigen Medien, die sich von vorneherein als Sprachrohr der Regierung begreifen.

Auch lässt der Staat für die Eröffnung von Vertretungen der großen staatlichen Nachrichtenorganisationen wie Xinhua, der staatlichen Nachrichtenagentur, und China Central Television (CCTV) in vielen Städten der Welt reichlich Gelder fließen. Die chinesische Regierung hofft, dass solche Kanäle irgendwann mit globalen Giganten wie CNN, News Corporation, Bloomberg oder Al-Jazeera mithalten können.

CCTV, die größte staatlich kontrollierte Rundfunkanstalt des Landes, hat inzwischen internationale Kanäle, die auf Englisch, Französisch, Spanisch, Russisch, Arabisch und in anderen Sprachen senden. Er stellt auch mehr ausländische Produktionsleiter und Journalisten ein. Das Netzwerk hat außerdem Räume in Manhattan gepachtet und baut ein Sendezentrum in Washington auf.

### **Vorläufige Bewertung der chinesischen Kulturdiplomatie**

Weil die Effekte von Kulturdiplomatie oft nicht greifbar und schwer zu messen sind und weil es sich oft um „weiche“ Daten handelt, ist die Frage, ob China seine selbstgesteckten Ziele erreicht, zum Gegenstand von Debatten geworden. Doch es gibt ein paar verfügbare Statistiken, die uns eine zumindest teilweise Beurteilung ermöglichen. Einige von ihnen beziehen sich auf die Zahl der ausländischen Studenten, die in China studieren.

<sup>5</sup> Junhua Zhang, „China setzt neu auf ‚Soft Power‘ – mit welchen Perspektiven?“, *Neue Zürcher Zeitung*, 26. Februar 2010.

<sup>6</sup> <http://www.takungpao.com/news/china/2012-01-19/1059635.html>.

In den vergangenen Jahren ist die Zahl der ausländischen Studenten in China dramatisch angestiegen; 2010 erreichte sie ein Rekordhoch von mehr als 260 000 Studenten aus 194 Ländern. Im Jahr zuvor waren es 240 000, und die Zahlen belegen einen dramatischen Anstieg seit den etwa 110 000 Studenten im Jahre 2004.<sup>7</sup> China scheint zu erkennen, wie wichtig es ist, ausländische Studenten anzulocken. Allein 2010 hat die Zentralregierung 800 Millionen Yuan (121,7 Millionen Dollar) in Studienstipendien gesteckt, und die regionalen Regierungen haben den Betrag noch einmal um 110 Millionen Yuan aufgestockt.<sup>8</sup>

Weitere nützliche Zahlen zur Evaluierung des Erfolgs der chinesischen Kulturdiplomatie finden sich in Umfragen, die von namhaften Einrichtungen wie der BBC, Gallup oder dem Pew Research Institute durchgeführt wurden. Dem Länder-Ranking des BBC World Service von 2012 zufolge haben positive Einstellungen gegenüber China bedeutend zugelegt.<sup>9</sup> Im vergangenen Jahr sagten 46 Prozent der Befragten, sie seien China gegenüber positiv eingestellt, in diesem Jahr dagegen erreichte die Zahl 50 Prozent, womit das Land insgesamt den fünften Rang einnahm. Man sollte vielleicht erwähnen, dass für die Umfrage die folgenden vier Bereiche abgefragt wurden: Außenpolitik, die traditionelle Kultur des Landes, Haltungen der jeweiligen Nation und ihre Wirtschaftsleistung (einschließlich Produkte und Dienstleistungen). Interessanterweise sagten über 51 Prozent derjenigen, die eine positive Einstellung gegenüber China hatten, dass ihre Sichtweise von dem Wirtschaftswachstum des Landes herrühre. Offenbar beeinflusst China die Meinung der Welt mithilfe seiner Produkte und Dienstleistungen.<sup>10</sup> Seine beispiellose Wachstumsrate hat ihm ganz sicher in den vergangenen Jahren internationale Aufmerksamkeit gesichert. Einer BBC-Umfrage zufolge ist Chinas Aufstieg zum ökonomischen Schwergewicht zum Hauptquell seines Ansehens in den Entwicklungsländern geworden.

Chinas Kulturdiplomatie hat wegen seiner immensen kulturellen und historischen Ressourcen und der außerordentlichen Wachstumsrate seiner Wirtschaft großes Potenzial. Seine starke exportorientierte Wirtschaft hat Chinas Ansehen im Ausland stark geprägt, sowohl auf negative als auch positive Weise. Und im Zuge der weiter andauernden Finanzkrise hat China anscheinend noch mehr positive Aufmerksamkeit gewonnen. Doch auch wenn wirtschaftlicher

<sup>7</sup> „Number of Foreign Students in China Rises 20 % Annually“, *Xinhua News Agency*, 19. Januar 2006, china.org.cn.

<sup>8</sup> „Europe less, China more popular in global BBC poll“, *BBC News*, 11. Mai 2012, bbc.co.uk/news/world-18038304.

<sup>9</sup> „China: Foreign Students Hit a Record“, *New York Times*, 4. März 2011.

<sup>10</sup> [http://news.stnn.cc/guojj/201205/t20120520\\_1740903\\_3.html](http://news.stnn.cc/guojj/201205/t20120520_1740903_3.html).

Erfolg eine packende „Story“ abgibt, um Nyes Worte zu benutzen, und geholfen hat, Chinas Ansehen zu verbessern, ist er nicht per se gleichbedeutend mit Soft Power. Soft Power beruht ganz eindeutig nicht primär auf ökonomischer Stärke – eine Lehre, die besonders wichtig geworden ist, seitdem infrage steht, ob Chinas Wirtschaft über die nächsten zehn bis fünfzehn Jahre stabil bleiben wird.

### **Chinas Selbstbewusstsein und sein Soft-Power-Defizit**

Chinas Aufstieg hat seiner Führung mit einem hohen Maß an Selbstbewusstsein ausgestattet. Trotzdem hat das Land immer noch immense Schwierigkeiten, seine Botschaft einem ausländischen Publikum zu vermitteln. Diese Schwierigkeiten könnte man folgendermaßen zusammenfassen: Erstens ist China unglücklicherweise zu einem Land geworden, das geprägt ist von einer ausgesprochen starken Orientierung in Richtung der Macht des Geldes; es herrscht eine Art Geldfetischismus, der den konfuzianischen Traditionen des Landes zuwiderläuft. In der Folge neigt die chinesische Führung dazu, das Wesen von Soft Power und Kulturdiplomatie stark zu vereinfachen. Eine vorherrschende Ansicht unter vielen chinesischen Regierungsbeamten ist, dass man gutes Ansehen kaufen kann, wenn man nur bereit ist, genug Geld auszugeben. Ein Beispiel für diese Haltung ist Chinas Vier-Millionen-Dollar-Geschenk an Stanford für die Eröffnung eines Konfuzius-Instituts und die Einrichtung eines Lehrstuhls für chinesische Dichtung – ein Angebot, das an die Bedingung geknüpft war, dass sensible Themen wie Tibet nicht angesprochen werden.<sup>11</sup> Ein weiteres Beispiel sind die Millionen Dollar, die vergangenes Jahr von Xinhua, der staatlichen Nachrichtenagentur, für Eigenwerbung auf einer riesigen elektronischen Werbeanzeigentafel am Times Square in Manhattan ausgegeben wurden.

China neigt in seinem Verständnis von Nyes Konzept der Soft Power zur Eindimensionalität. Dabei liegt es auf der Hand, dass autoritäre Herrschaft langfristig nicht mit der Idee von Demokratie konkurrieren kann; es ist ja gerade das demokratische Wertesystem, das den politischen und ideologischen Kern des Konzepts der Soft Power bildet. So gesehen hat Han Fangming, Leiter eines namhaften halbstaatlichen Think-Tanks für „public diplomacy“ in China, das Problem, vor dem sein Land steht, korrekt erkannt: „Parallel zu dem anhaltenden Wirtschaftswachstum muss China Antworten auf viele schwierige Fragen finden. Worin besteht Chinas Soft Power? Ist Chinas Wertesystem vereinbar mit dem der internationalen Gemeinschaft? Angesichts der Tatsache, dass es die zweitgrößte Volkswirtschaft der Welt ist und der weltweit größte

<sup>11</sup> „China Says No Talking Tibet as Confucius Funds U.S. Universities“, *Bloomberg Businessweek*, 8. November 2011.

Geldgeber, warum wird China immer noch als Land zweiter Klasse behandelt?  
Kann Geld Chinas wahre Stärke abbilden?<sup>12</sup>

Han Fangmings Fragen verweisen auf eine allgemeine Erkenntnis im Bereich der Kulturdiplomatie: Ganz gleich, wie gut ein Land mit Ressourcen ausgestattet ist und wie geschickt seine Boten sind – wenn die Botschaft selbst problematisch ist, bekommt man sie einfach nicht verkauft.

---

<sup>12</sup> [http://www.zaobao.com/special/forum/pages8/forum\\_zp120511.shtml](http://www.zaobao.com/special/forum/pages8/forum_zp120511.shtml) (2012).

# Das harte Ringen um „sanfte“ Macht

SHAUN BRESLIN

Chinas immer größere internationale Reichweite hat in den vergangenen Jahren beträchtliches Interesse daran hervorgerufen, wie China seine wachsende Machtfülle einsetzen könnte, um die globale Ordnung zu beeinflussen oder sogar zu verändern. Im Zentrum der Aufmerksamkeit standen vor allem die Folgen des rasanten chinesischen Wirtschaftswachstums und die Externalisierung dieses „Aufstiegs“ durch internationalen Handel, Investitionen und die internationalen Wirtschaftsbeziehungen im Zusammenhang mit Entwicklungshilfe. Neue Entwicklungen in der Militärtechnologie (und bei den Militärausgaben) haben einige zudem dazu veranlasst, die Auswirkungen für das militärische Mächtegleichgewicht (zumindest in der asiatischen Region) zu betrachten. Besonders stark hat das Interesse (beziehungsweise die Sorge) im Zusammenhang mit den nichtmateriellen Quellen chinesischer Macht zugenommen und dem Zuwachs dessen, was häufig als „Soft Power“ bezeichnet wird.

Ideen sind wichtig; ebenso wichtig ist das, was in China (und anderswo) unternommen wird, um eine eigenständige Idee davon zu entwickeln und voranzutreiben, was China ist und was es sein will. Doch auf der Suche nach möglichen Quellen der chinesischen Macht und des chinesischen Einflusses, die nicht „hart“ und materialistisch sind, scheint es oft so, als würde nahezu alles zur Soft Power erklärt. Zuweilen ist dieser Begriff auf die ganz „normale“ politische Diplomatie angewandt worden, auf die Fortentwicklung der Finanz- und Handelsbeziehungen und sogar auf Drohungen, die diplomatischen Beziehungen zu jedem Land abubrechen, das Taiwan anerkenne.

Allgemein scheint das meiste dessen, was als chinesische Soft Power beschrieben wird, ein staatliches Projekt zu sein, das darauf abzielt, Chinas

Stimme zu internationalisieren, sodass diese in das öffentliche Bewusstsein eindringen und Debatten über die Folgen des chinesischen Aufstiegs beeinflussen kann. Es handelt sich um den Versuch, für eine staatlich konstruierte Idee von China zu werben, für das, woran China glaubt, wofür es steht – und es soll vermeintliche Irrtümer über die chinesischen Absichten im Ausland korrigieren. Indem mehr Menschen überall auf der Welt mit chinesischen Sichtweisen und Präferenzen in Berührung kommen und den Ursprung dieser Sichtweisen und Präferenzen kennenlernen, so die Hoffnung, werden sie die chinesischen Normen bewusster wahrnehmen und akzeptieren, sie vielleicht irgendwann sogar teilen oder befürworten, zumindest aber kurzfristig aufhören, China bedrohlich oder offensiv zu finden. In dieser Lesart gilt Soft Power als etwas, das man aktiv vorantreiben muss und das Teil eines bewussten und gezielten staatlichen Projekts ist, und nicht als etwas, das Staaten und/oder Gesellschaften einfach besitzen. Man sollte vielleicht noch genauer sagen, dass dies eine ganz bestimmte Form der Kulturdiplomatie ist: gezielte kulturelle Werbung mit dem Ziel, Soft Power anzuhäufen.

### **Der Welt helfen, China zu verstehen**

Der Ursprung dieser staatlichen Bemühungen, Chinas Soft Power zu steigern, liegt offenbar in der chinesischen Antwort auf die Reaktionen des Auslands auf Chinas Aufstieg und in der vermeintlichen Kritik des Auslands an China. Zuweilen sah es so aus, als wende sich der Rest der Welt kollektiv gegen China und seine Interessen. Dies wird teilweise auf simple Unkenntnis der Geschichte Chinas und der asiatischen Region zurückgeführt – vor allem aber auf einen Mangel an Wissen darüber, wie Macht und Einfluss in der Region verteilt waren, bevor die großen Mächte des Westens im 19. Jahrhundert ihre kommerziellen Interessen in China militärisch durchsetzten. Für Anhänger dieser Lesart ist es die Geschichte, die erklärt, warum Tibet und Taiwan als unveräußerliche Teile eines vereinten Chinas angesehen werden müssen und warum China einen Großteil des Südchinesischen Meeres als sein Eigentum beansprucht. Doch auch die Idee der chinesischen „Andersartigkeit“ spielt hier eine Rolle. Die vorherrschenden Ansichten über das Wesen der internationalen Beziehungen, über „globale Regierung“ und die nationalen politischen Systeme geben die Geschichte, Kultur und Philosophie der großen Mächte des Westens wieder. Der Versuch, diesen Ansichten universelle Geltung zu verschaffen, ignoriert die Tatsache, dass in anderen Teilen der Welt andere Geschichten und Kulturen andere Normen und Weltbilder hervorgebracht haben, die eine andere Denk- und Organisationsweise von Macht und Politik mit sich bringen. Dass diese Unterschiede nicht verstanden werden – oder, schlimmer

noch, dass sie als gültige Alternativen zu den westlichen Präferenzen abgelehnt werden – gilt als Hauptursache dafür, dass China vom Ausland so oft missverstanden wird.

Dies zeigt sich beispielhaft in der Vorstellung, dass die Gefühle des chinesischen Volkes durch Einmischung von außen in interne chinesische Angelegenheiten verletzt wurden (伤害中国人民感情). Diese Einmischung hat meist mit dem zu tun, was wir vielleicht ganz grob als souveränitätsbezogene Politikbereiche bezeichnen können – beispielsweise der Status von Tibet und Taiwan –, oder mit Kritik des Auslands an der chinesischen Führung. Es gibt einen starken und bewusst hergestellten Zusammenhang zwischen dem chinesischen Volk, dem chinesischen Staat und der chinesischen Führung. Die Folge: Wenn beispielsweise ausländische Demonstranten dem Dalai Lama ihre Unterstützung versichern, wird dies nicht nur als Angriff auf den chinesischen Staat oder auf die Politik der Regierung gewertet, sondern als ein Angriff auf China als Ganzes, einschließlich des chinesischen Volkes; ein Angriff, der auf einer fundamentalen Verkennung des Wesens des chinesischen Staates und der chinesischen Geschichte beruht. Auch als Liu Xiaobo 2010 den Friedensnobelpreis erhielt, wurde im Internet in China viel darüber geschrieben, dass das Ausland irrtümlicherweise annehme, China sei eine Art Polizeistaat – weil diese Ausländer wieder einmal nicht begreifen könnten, wie China funktioniert und was das Land wolle.

Einige meinten gar eine finstere Verschwörung auszumachen: Die Idee, „der Westen“ versuche China bewusst davon abzuhalten, sich zu entwickeln und seinen rechtmäßigen Platz in der Welt einzunehmen, hatte zeitweise beträchtliche Konjunktur. So wurde zum Beispiel das Scheitern der chinesischen Kandidatur als Gastgeberland für die Olympischen Spiele im Jahre 2000 (eine Entscheidung, die 1993 getroffen wurde) als ein Zeichen interpretiert, dass China in der Familie der Völker nicht willkommen sei – im Gegensatz zu Japan, das „rehabilitiert“ wurde, als es weniger als zwanzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs die Olympischen Spiele ausrichten durfte. Während eines Großteils der neunziger Jahre nährte eine Reihe von Entwicklungen den Verdacht, dass große Mächte versuchten, Chinas Aufstieg zu blockieren: die nur sehr knappe Ablehnung einer Resolution der UNHCR im Jahre 1995 in Genf, die Chinas Menschenrechtssituation verurteilen sollte; der Besuch des taiwanesischen Präsidenten Lee Teng-Hui in den USA im gleichen Jahr; die Androhung, die Unabhängigkeit Taiwans zu erklären, und die anschließende Krise in der Meerenge von Taiwan 1996; und der langjährige Widerstand gegen Chinas Versuche, der Welthandelsorganisation beizutreten.

Die Folge war, dass es Mitte der neunziger Jahre eine Explosion der akade-



mischen und politischen Beiträge zur These der „chinesischen Bedrohung“ (中国威胁论) gab. Sie alle suggerierten, dass negative Darstellungen (vor allem, aber nicht nur in den USA) dessen, was China ist und was es will, nur dazu dienten, die Öffentlichkeit und politische Entscheidungsträger dazu zu bewegen, eine negative Haltung gegenüber dem Land einzunehmen. Auch erschienen reihenweise populäre Bücher, die China dazu aufriefen, die globale Ordnung abzulehnen. Das berühmteste war „China kann ‚nein‘ sagen“ (中国可以说不); in vielerlei Hinsicht wichtiger für diese Studie war jedoch „Was hinter der Dämonisierung Chinas steckt“ (妖魔化中国的背后). Die chinesischen Autoren, die in den USA studiert hatten, schrieben, sie seien ursprünglich einmal sehr proamerikanisch gewesen, bis sie den „neorassistischen Angriff durch die amerikanischen Medien auf unser Land“ erkannt hätten. Diese Gefühle entwickelten sich teilweise zu einem wachsenden antiwestlichen Nationalismus, der seinen Höhepunkt wohl mit den antiamerikanischen Demonstrationen nach dem NATO-Bombardement der chinesischen Botschaft im Mai 1999 in Belgrad erreichte.

Trotz dieser verbreiteten „Position der Ablehnung“ konzentrierte sich die damalige chinesische Politik darauf, wie man die Art und Weise, wie andere über China denken, am besten verändern und ein internationales Profil und einen Ruf herstellen könne, der Chinas Aufstieg zuträglicher sei. Es ging dabei nicht nur um Ansehen um des Ansehens willen. Man war auch besorgt, dass Chinas materiellen Interessen Schaden nehmen könnte, wenn die Welt das Land in einem so negativen Licht sieht. Je wichtiger importierte Ressourcen – zuerst Energieträger, dann andere Rohstoffe, später Lebensmittel – für die einheimischen Entwicklungsziele wurden, desto wichtiger wurde auch der Erhalt eines stabilen internationalen Umfelds, in dem China das bekommen konnte, was es brauchte. Dies bleibt ein Thema. Ein kürzlich erschienener chinesischer Pressebericht verweist auf eine Reihe von Vorfällen, in denen (vermeintliche) Bedenken, dass China eine Herausforderung für die amerikanische Sicherheit darstellen könnte, zum Scheitern von großen Wirtschaftsdeals geführt hätten (China National Offshore Oil Corporation und Unocal im Jahre 2005; Huawei und 3Com 2008; China Northwest Nonferrous International Investment Company und Firstgold 2009; Anshan Iron and Steel Group und Steel Development Company 2010). Huawei soll auch 2012 davon abgehalten worden sein, für einen australischen Hightech-Vertrag mitzubieten, und es gibt Hinweise darauf, dass sich die China Investment Corporation aus Furcht davon, in den USA antichinesische Ressentiments hervorzurufen, bei der Suche nach Partnern in Übersee zurückgehalten hat.

Auf der anderen Seite hat China dafür, dass es 1997 den Renminbi nicht

entwertet hat, um den Exporteuren während und nach der asiatischen Finanzkrise zu helfen, in der Region beträchtliches Lob für sein verantwortungsbewusstes Verhalten bekommen. Die engeren regionalen Beziehungen, die daraus entstanden sind, und die Verfestigung der ASEAN+3-Treffen zu einer formellen regionalen Zusammenarbeit haben ebenfalls gezeigt, wie nützlich ein gutes Ansehen und ein positives nationales Image sein können. In der Folge, so Susan Shirk in *Fragile Superpower*, „hat sich die chinesische Regierung mit bemerkenswertem Selbstbewusstsein angesichts dessen, wie ihre Taten und Worte von anderen gesehen werden, daran gemacht, den innere Frieden zu wahren, indem sie im Ausland einen guten Ruf kultiviert“.

Das kann man als ein proaktives staatliches Projekt verstehen, mit dem China die Anderen von seinen guten Absichten überzeugen und eine selbstgewählte nationale Identität schaffen will. Es ist ein Versuch, nicht nur die eigenen Absichten zu erklären, sondern auch den historischen und kulturellen Ursprung – um mit Blick auf Chinas Vergangenheit ein vielleicht idealisiertes Bild davon zu zeichnen, was China ist und wofür es steht (und warum). Dem chinesischen Wissenschaftler Wang Yiwei zufolge ist diese konzertierte politische Anstrengung im chinesischen Diskurs zum Synonym für Soft Power selbst geworden.<sup>1</sup>

### Ein sanfter und verantwortungsbewusster Aufstieg

Nicht alles in Chinas Außenbeziehungen ist das Ergebnis einer bestimmten diplomatischen Strategie. Eine Reihe von Studien hat gezeigt, dass China sich an vielen internationalen Organisationen „verantwortungsvoll“ beteiligt und sich immer mehr an vorherrschende Normen und Prozeduren anpasst. Sie zeigen auch, wie dieses „verantwortungsvolle“ Handeln einiges dazu beigetragen hat, jene, die in diesen Foren mit China zu tun haben, davon zu überzeugen, dass das Land keine destabilisierende Kraft ist.<sup>2</sup> Natürlich will China einige dieser Normen und Prozeduren verändern, doch es ist bereit, Reformen langsam und durch die bestehenden Institutionen vorzutreiben, anstatt letztere von außen zu kippen und infrage zu stellen. China mag nicht vollends zufrieden sein mit der bestehenden Weltordnung, doch auch wenn es eine unzu-

<sup>1</sup> Wang Yiwei, „Public Diplomacy and the Rise of Chinese Soft Power“, *The Annals of the American Academy of Political and Social Science* 616, Nr. 1 (2008), 257-273.

<sup>2</sup> Alastair Johnston, *Social States: China in International Institutions, 1980-2000* (2008); Harold Karan Jacobson und Michel Oksenberg, *China's Participation in the IMF, the World Bank, and GATT: Toward a Global Economic Order* (1990); Samuel S. Kim, „China and the United Nations“, in: *China Joins the World: Progress and Prospects*, hg. von Elizabeth Economy und Michel Oksenberg (1999), 42-89; Wei Liang, „China: Globalization and the Emergence of a New Status Quo Power?“, *Asian Perspective* 31, Nr. 4 (2007), 125-149.

friedene Macht ist, äußert es seine Unzufriedenheit in der Regel auf verantwortungsvolle Weise und setzt sie auch so um.

Andererseits erleben wir auch den gezielten diplomatischen Versuch, die Idee des Verantwortungsbewusstseins voranzutreiben. 2003 nutzte die chinesische Führung zum Beispiel das Boao-Asienforum (eine Institution, die als Plattform für China geschaffen wurde, seine Interessen und Vorstellungen zu äußern), um eine neue Quasi-Ideologie auf den Weg zu bringen, die der These von der „chinesischen Bedrohung“ entgegenwirken soll: das Konzept von Chinas „friedlichem Aufstieg“ (中国和平崛起). Wie Robert Suettinger anmerkt, wurde dieser spezielle Begriff sehr schnell wieder fallen gelassen – unter anderem, weil das Wort „Aufstieg“ mindestens so viel Aufmerksamkeit erregte wie die Tatsache, dass dieser Aufstieg „friedlich“ verlaufen sollte – und durch den Begriff „harmonische Welt“ (和谐世界) oder „Frieden und Entwicklung“ (和平与发展) ersetzt.<sup>3</sup> Doch die Grundidee von China als einer gutartigen Kraft des Friedens, der Stabilität und des Wachstums für alle bleibt eine Botschaft, die zu betonen Chinas Führung keine Gelegenheit verstreichen lässt.

Neben dem Boao-Asienforum nutzt China auch große Treffen wie die ASEAN- und BRICS-Gipfel und das Forum für die Chinesisch-Afrikanische Zusammenarbeit, um seine Position in der globalen Ordnung zu formulieren und neue Entwicklungshilfeprojekte anzukündigen, die den Eindruck verstärken, dass sich China von den räuberischen, kolonialistischen „Großmächten“ der Vergangenheit unterscheidet. Auch durch viele weniger hoch angesiedelte Aktionen, die nicht offen oder unmittelbar politisch sind, wirbt China für eine selbstgewählte Idee seiner selbst. Die Verbreitung chinesischer Medien im Ausland und in anderen Sprachen wird ebenfalls als ein Weg gesehen, dafür zu sorgen, dass chinesische Standpunkte und Meinungen überall auf der Welt gehört und gelesen werden können und dass antichinesische Stimmen bei der Berichterstattung über das, was China wirklich will, kein Monopol haben.

Auch dass China seine Geschichte und Kultur bekannter macht, teils durch die Konfuzius-Institute und -Klassenzimmer, teils durch Nachrichtenmedien und Filme, spielt eine Rolle. Chinas Führung weiß, dass die heutige politische Kultur und Praxis des Landes für externe Beobachter wahrscheinlich eher besorgniserregend als anziehend oder beruhigend ist. Chinas heutiges politisches System könnte der Projektion eines nationalen Images entgegenstehen, doch zugleich herrscht der Glaube vor, dass Chinas Geschichte vieles zu bieten hat, was attraktiv ist, und der Schlüssel zur Mehrung der Soft Power des Landes ist. Mit einem eklektischen Mix aus verschiedenen Philosophien – Mengzi,

<sup>3</sup> Robert Suettinger, „The Rise and Descent of ‚Peaceful Rise‘“, *China Leadership Monitor* 12 (2004).

Konfuzianismus, Daoismus, Xunzi und andere – versucht das Land, so argumentiert Sheng Ding, eine neue Geschichte und Philosophie zu schaffen, die die philosophischen Grundlagen für die heutige Betonung Chinas der Harmonie liefert. Dieser Ansatz versucht nicht nur zu erklären, warum China der Staat ist, der es heute ist, sondern auch, warum andere auch künftig nichts von ihm zu befürchten haben. Machtverschiebungstheorien, die Chinas Aufstieg als unvermeidliche Bedrohung für eine friedliche Weltordnung sehen, basieren diesem Ansatz zufolge schlicht und einfach darauf, dass Lesarten der europäischen und amerikanischen Geschichte fälschlicherweise auf China und Asien angewendet werden. Weil China und Asien anders seien, würden auch die Auswirkungen des chinesischen Aufstiegs zu Großmachtstatus anders ausfallen.

### Wie „weich“ ist nationale Imagewerbung?

Es mag ein wenig naiv zu sein, sich Soft Power als etwas vorzustellen, das man nicht zu fördern braucht, weil es in der Attraktivität der politischen und sozialen Systeme, Werte und der Politik bestimmter Länder oder Gesellschaften sozusagen von Natur aus innewohnt. Auch ist die chinesische Regierung weit davon entfernt, die einzige zu sein, die aus innen- und außenpolitischen Gründen ein bestimmtes Image von sich selbst schaffen oder mit ihm werben will. Doch das Ausmaß, in dem der chinesische Staat aktiv für ein nationales Image und eine bestimmte Identität wirbt und für diese Werbung bezahlt, scheint über den „weichen“ Ansatz deutlich hinauszugehen.

Nicht, dass China nicht seine Stärken hätte. Tatsächlich wäre es merkwürdig, wenn beispielsweise Chinas bemerkenswerter ökonomischer Aufstieg nicht Interesse und sogar Bewunderung hervorrufen würde. Natürlich müssen wir aufpassen, hier nicht zwei Dinge zu vermischen: Der Wunsch, Chinas Erfolg nachzueifern, ist nicht gleichzusetzen mit dem Wunsch, der Art und Weise nachzueifern, wie dieser Erfolg erzielt wurde. Häufig ist es wahrscheinlich so, dass die Anziehungskraft, die China ausübt, von den positiven Aspekten seines Wachstumsmodells herrührt, während dessen weniger genießbaren Aspekte heruntergespielt oder ausgeklammert werden. Trotzdem muss man anerkennen, dass der Versuch, Chinas Modell (wie es vom Betrachter gesehen wird) zu kopieren, eine latente Wirkungsform der Soft Power darstellt.

Diese Art der Soft Power unterscheidet sich ein wenig von dem staatlichen Projekt Chinas als einer „normativen Macht“, ist aber eng damit verknüpft: Es ist die Idee, dass Chinas internationale Beziehungen auf einer Reihe fundamentaler Ideen und Philosophien basieren, die sich von jenen unterscheidet, die man mit den früheren Großmächten und den heutigen (westlichen) Mäch-

ten verbindet. Doch bei diesem Vergleich geht es nicht so sehr um das, was China tut und wofür es steht; wichtig ist vielmehr, was China nicht tut und wofür es nicht steht. Westliche Mächte gelten als paternalistisch und gönnerhaft gegenüber Entwicklungsländern, während China sie als Partner behandelt und Win-Win-Beziehungen mit ihnen herzustellen sucht. Und, was noch wichtiger ist: Der Westen wird dargestellt, als wolle er anderen Ländern mittels seiner Wirtschaftsbeziehungen vermeintlich universelle liberale Werte aufzwingen, die an bestimmte Konditionen geknüpft sind. China sagt anderen Ländern hingegen nicht, was sie zu tun haben, und hat kein Interesse an ihrer Innenpolitik.

### **Ökonomischer Vorteil statt normativer Position**

Die Ausweitung von Chinas internationalen Wirtschaftsbeziehungen – vor allem mit den Entwicklungsländern – wird manchmal als Beleg für den Erfolg der chinesischen Soft Power herangezogen. Tatsächlich sind die Fülle dieser Kontakte und die Geschwindigkeit, mit der sie sich gemehrt haben, beeindruckend. Doch jenseits der Debatte, was man eigentlich unter Soft Power versteht, liegt das Schlüsselproblem, vor dem wir bei der Bewertung dieser staatlichen Strategie stehen, darin, wie wir die unterschiedlichen Stränge der bilateralen Beziehungen unterscheiden sollen. Dass China seinen Wirtschaftsbeziehungen ohne Konditionen unterhält, mag das Land attraktiv machen, doch ist nun die normative Position oder der materielle ökonomische Vorteil der attraktivste Teil dieser Beziehungen? Dies verweist darauf, dass es zwar wichtig ist zu untersuchen, in welcher Weise China seine nationale Identität und sein Image kreiert; doch ebenso wichtig ist es, sich die ökonomischen Interessen der wachsenden Zahl von Akteuren anzusehen, die diese Wirtschaftsbeziehungen befördern.

Manches deutet darauf hin, dass Chinas mühsam erarbeitete Fortschritte in Sachen Ansehen schnell wieder verloren gehen könnten. Gute Beziehungen in Südostasien zu entwickeln war ein besonders wichtiges Element von Chinas nationaler Imagepflege, beispielsweise durch die frühe Verkündung einer Politik der „guten Nachbarschaft“ (*mulin zhengce* 睦邻政策). In den vergangenen Jahren allerdings hat China mit seinem immer offensiveren Beharren auf seinen „Kerninteressen“, zum Beispiel seine territorialen Ansprüche im Südchinesischen Meer, seine eigenen Bemühungen untergraben, den Eindruck von Verantwortungsbewusstsein und Güte zu erwecken. Und es hat einige Staaten dazu bewogen, bei einander und bei den USA nach Bündnispartnern zu suchen, um der wahrgenommenen wachsenden Macht Chinas und seinem Selbstbewusstsein etwas entgegenzusetzen.

Einiges deutet auch darauf hin, dass es ein Missverhältnis gibt zwischen dem staatlichen Projekt der Imagepflege auf der einen und den tatsächlichen Folgen der ökonomischen Beziehungen vor Ort auf der anderen Seite. Anders ausgedrückt: Das Verhalten einiger chinesischer Firmen und Einzelpersonen im Ausland untergraben die These der chinesischen „Andersartigkeit“, der Vorliebe für Harmonie und gleichberechtigten Win-Win-Beziehungen.

Doch es gibt auch eine positive Seite. Menschen mit eher negativen Ansichten zu Chinas politischem System und den langfristigen Zielen des Landes sind oft beeindruckt von den chinesischen Studenten und Geschäftsleuten, denen sie im Alltag begegnen. Das ist wichtig, weil echte Soft Power nicht nur auf konzertierten staatlichen Anstrengungen beruhen kann. Sie hat auch damit zu tun, wie eine Gesellschaft als Ganzes gesehen wird, als Ergebnis von vielfältigen Formen der Interaktion. Je mehr also China seine ökonomischen Interessen und Beziehungen im Ausland ausbaut, desto mehr wird möglicherweise die schiere Anzahl der persönlichen Kontakte auf den Staat zurückstrahlen und ihn wie ein „normales“ Land aussehen lassen, mit positiven wie negativen Facetten.

Dieser Beitrag bestreitet nicht, dass China Soft Power ausübt. Diese hat, wie an anderer Stelle detailliert ausgeführt, aber viel mit dem Bild vom „chinesischen Modell“ zu tun, das ein Wirtschaftswachstum hervorgebracht hat, dem die Eliten in vielen anderen Ländern gern nacheifern würden. Vielleicht hat es auch zu tun mit der Suche nach Alternativen zum neoliberalen Entwicklungsmodell – eine Suche, die mit der globalen Finanzkrise noch dringender geworden ist.

# In den Austausch von Menschen und Ideen investieren

MARC BERMANN

In den auswärtigen Beziehungen ist laut dem US-Historiker Jacques Barzun die nützlichste Gabe die Fähigkeit, sich selbst nicht so zu sehen, wie es andere tun, sondern „andere so zu sehen, wie sie sich selbst sehen“. Andere richtig zu sehen ist kein Kernelement von Soft Power, so wie sie allgemein verstanden wird. Joseph Nye zufolge kooptiert Soft Power die Menschen, anstatt sie zu etwas zu zwingen; sie „beruht auf der Fähigkeit, die Präferenzen anderer so zu beeinflussen, dass sie wollen, was man selber will“. In diesem Verständnis von „sanfter“ Macht bleibt die traditionelle Bedeutung von Macht erhalten, in dem Sinne, dass Veränderungen bei jemand anderem herbeigeführt werden. Es ist also ein einseitig ausgerichtetes Konzept (A veranlasst B, etwas zu tun). Helmut Anheier zufolge (siehe seinen Beitrag in diesem Band) kann man Soft Power als übergeordnete Kategorie verstehen, die auch Kulturdiplomatie mit einschließt. Doch ein Kernaspekt erfolgreicher Kulturdiplomatie, so meine Argumentation, benötigt ein Konzept, das über die Frage, wie man andere dazu bringt, das zu tun, was man will, hinausgeht. Wenn wir uns Helena Finns Definition anschließen, dann ist Kulturdiplomatie die Förderung des gegenseitigen Verständnisses durch kulturellen Austausch. Austausch, das zeigen die in diesem Aufsatz vorgestellten internationalen Austauschprogramme, ist keine Einbahnstraße. Deshalb sollten Kulturdiplomatie und vielleicht auch Soft Power als Konzepte mit zwei oder mehreren Wirkungsrichtungen verstanden werden, die auch mögliche Veränderungen des eigenen Denken und Handelns umfassen sollten. Sowohl das Konzept der Soft Power als auch das der Kulturdiplomatie sollten flexibel genug sein, um die eigenen Wahrnehmungen und Perspektiven mit einzuschließen. Die wohl größte „Macht“ ist vielleicht nicht die Fähigkeit, das Verhalten anderer zu beeinflussen, sondern liegt in der Fähig-

keit, das eigene Denken und Handeln an die Realität anzupassen statt umgekehrt.

Diese persönliche Anpassungsfähigkeit ist eine wichtige Voraussetzung für interkulturellen Dialog auf Grundlage gegenseitigen Respekts. Der Mittelweg ist immer auch eine Verhandlungsfrage. Das bedeutet nicht, dass wir unsere eigenen (politischen) Interessen, Überzeugungen und Werte aufgeben oder opfern sollten. Einige Positionen sind so diametral entgegengesetzt, dass ein Zueinanderfinden große Kompromisse erfordert. Kulturdiplomatie als Straße, die in beide Richtungen befahrbar ist, kann dabei helfen, den Weg für einen für beide Seiten annehmbaren Kompromiss zu ebnen.

Die Fähigkeit, nicht um jeden Preis recht haben zu müssen und den eigenen Standpunkt nicht als unverrückbar oder ausschließlich anzusehen, ist eine grundlegende Voraussetzung für den Erfolg internationaler Verständigung und eines funktionierenden interkulturellen Dialogs.<sup>1</sup> Deshalb geht es bei der internationalen Verständigung, dem Konzept des Austauschs von Menschen und Ideen, im Kern um Toleranz, um die Gültigkeit unterschiedlicher Meinungen und Präferenzen und um die Bereitschaft zum Geben und Nehmen mit dem Ziel, für alle Beteiligten eine Win-Win-Situation herzustellen.

### Chinas „Going-Out-Strategie“<sup>2</sup>

In den vergangenen Jahren hat die chinesische Regierung ihr Bemühen verstärkt, die chinesische Sprache und Kultur im Ausland zu fördern.<sup>3</sup> Mit ihrer Kulturdiplomatie – im Westen oft als Propaganda verschrien – hofft sie, die negative Wahrnehmung ihres Landes, die vor allem von den internationalen Medien verbreitet wird, zu entschärfen und Chinas globales Image zu verbessern.<sup>4</sup> Dies zu erreichen ist Aufgabe der staatlichen Kulturzentren sowie der Konfuzius-Institute, die normalerweise in Kooperation mit Universitäten ge-

<sup>1</sup> Vgl. Carmel Camilleri, „Prinzipien einer interkulturellen Pädagogik“, in *Interkulturell denken und handeln – Theoretische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis*, hg. von Hans Nicklas, Burkhard Müller, und Hagen Kordes (2006), 47-54.

<sup>2</sup> Der Begriff wird auch als „Go-Out-Politik“ (走出去战略) übersetzt. 1999 ins Leben gerufen, repräsentiert diese Politik die aktuelle Strategie der chinesischen Regierung, die ihre Unternehmen dazu ermutigen will, im Ausland zu investieren. Anfang der 2000er Jahre wurde sie um Soft-Power- und kulturdiplomatische Ansätze erweitert; [http://www.gov.cn/node\\_11140/2006-03/15/content\\_227686.htm](http://www.gov.cn/node_11140/2006-03/15/content_227686.htm); siehe auch Mingjiang Li, „China Debates Soft Power“, *Chinese Journal of International Politics* 2, Nr. 2 (2008), 287–308.

<sup>3</sup> Vgl. Hongyi Lai, „China’s Cultural Diplomacy, Going for Soft Power“, *EAI Background Brief* 308 (2006), [eai.nus.edu](http://eai.nus.edu); sowie Alan Hunter, „Soft Power: China on the Global Stage“, *Chinese Journal of International Politics* 2, Nr. 3 (2009), 373-389.

<sup>4</sup> Falk Hartig, „Mit Konfuzius ins 21. Jahrhundert – Chinas Auswärtige Kulturpolitik“, *Kultur und Außenpolitik, Handbuch für Studium und Praxis*, hg. von Kurt-Jürgen Maaß (2009), 401-410.



gründet werden (siehe dazu auch Falk Hartigs Beitrag in diesem Band). Chinas Auftritt als „Ehregast“ bei der Frankfurter Buchmesse im Jahr 2009 gehörte ebenfalls zu dieser kulturellen „Going-Out-Strategie“ und hat dem internationalen Ansehen des Landes und dem Konsum von chinesischer Literatur in Deutschland wie anderswo noch einmal einen deutlichen Schub gegeben.

China hat diese aktive „Going-Out-Strategie“ vorangetrieben angesichts der Tatsache, dass sein internationales Image durch internationale Medienberichte demoliert wird – vor allem in der Zeit von 2007 bis heute, als es mindestens einmal jährlich eine größere Imagekrise gab, gefolgt meist von einer diplomatischen Krise, über die dann intensiv berichtet wurde. In Sachen Kulturbeziehungen ist vor allem die Art und Weise relevant, wie diese Medienberichterstattung – vor allem, aber nicht nur, während der Krisen – in China aufgenommen wurde.<sup>5</sup>

2012 feiern China und Deutschland den 40. Jahrestag der Aufnahme ihrer diplomatischen Beziehungen. China hat zudem erklärt, 2012 werde das „Jahr der chinesischen Kultur in Deutschland“ sein, was sich in Tanz- und Musikaufführungen, Ausstellungen, Symposien, Workshops und Diskussionsrunden äußern werde. Schon Monate vor seinem Beginn löste das Jahr der chinesischen Kultur in Deutschland hitzige Debatten aus, mit vielen kritischen Stimmen, die einwandten, autokratischen Regimen dürfe keine Bühne für ihre Propaganda bereitet werden. Trotzdem handelt die deutsche Regierung richtig, wenn sie eine Plattform schafft – nicht für Propaganda, sondern für Kulturdiplomatie. Und wenn man dies erfolgreich tun will, muss man unter anderem Erwartungen managen.

China ist keine Demokratie, aber seine Regierung verbessert die Lebensbedingungen von Millionen Bürgern und wirkt an der Lösung nationaler und internationaler Probleme mit. Sie tut dies friedlich und mit einigem Erfolg. Ganz gleich, wie sehr wir darauf bestehen, dass China demokratischer werden muss, es wird dies erst tun, wenn es dazu bereit ist – und es steht in Frage, ob dies jemals der Fall sein wird. Man muss ernsthaft die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass sich China und ein Großteil seiner Bevölkerung für einen anderen Entwicklungspfad entscheiden könnten (auch im Hinblick auf politische Reformen) als die Mehrheit der westlichen Länder. Demokratie nach westlichem Vorbild steht nicht unbedingt ganz oben auf der chinesischen Agenda.

<sup>5</sup> Dabei beziehe ich mich auf die folgenden Imagekrisen: der Besuch des Dalai Lama bei Bundeskanzlerin Angela Merkel im Jahre 2007, das Sozialdrama nach dem Erdbeben von Wenchuan, die Olympischen Spiele 2008, die Eskalation des diplomatischen Konflikts vor Chinas Präsenz als Ehregast auf der Frankfurter Buchmesse 2009, die negative Reaktion der chinesischen Regierung auf die Verleihung des Friedensnobelpreises an Liu Xiaobos im Jahre 2010, die Verhaftung Ai Weiweis im Frühjahr 2011 und, im Frühjahr 2012, der Fall von Chen Guangcheng.

In diesem Jahr der chinesischen Kultur konzentriert sich die chinesische Regierung auf Chinas positive Seiten. Welche Regierung würde das nicht tun? Am Ende geht es in der Kulturdiplomatie – und der Soft Power – darum, durch ein positives Beispiel anziehend zu wirken. In der Frage, ob Deutschland einem nichtdemokratischen Staat eine Plattform bieten sollte, ist wichtig, dass Kritik ungehindert und jederzeit geäußert werden kann. Wir müssen den Dialog weiterführen und gleichzeitig einen Weg finden, für unsere Interessen und Werte einzustehen. Niemand streitet ab, dass wir andere Ansichten, Präferenzen und Werte haben, wenn es um Menschenrechte oder ganz konkret um ihren Schutz und ihre Umsetzung geht. Doch hier gilt das Prinzip „Im Zweifel für den Angeklagten“: Wir sollten versuchen, China offen zu begegnen und uns auch auf das zu konzentrieren, was das Land richtig macht. Wir müssen versuchen, unsere Argumente besser zu formulieren und sie besser zu vermitteln. Ein guter Anfang wären fortlaufende vertrauensbildende Maßnahmen, gepaart mit dem aufrichtigen Versuch, offen zu bleiben.

### **Durch Offenheit Vertrauen schaffen**

An der Oberfläche sind die Beziehungen zwischen China und „dem Westen“ halbwegs stabil und folgen dem Prinzip der freundlichen Kooperation. Darunter aber gibt es viel Unsicherheit, sogar Misstrauen, welche politische und ökonomische Rolle ein immer stärkeres China in naher Zukunft auf der Welt spielen könnte und welche militärischen Absichten es regional und international verfolgt. Diese Situation wird verstärkt einerseits durch einen Informations- und Kommunikationsgraben und andererseits durch vielfältige interkulturelle Hemmnisse. Diese Faktoren sind verantwortlich für das, was größtenteils nicht viel mehr ist als uninformierte Vermutungen auf beiden Seiten.

Die chinesische Regierung und zahlreiche chinesische Wissenschaftler (zusammen mit China-Experten und Sinologen auf der ganzen Welt) verweisen oft auf Chinas sogenanntes „Argument der Einzigartigkeit“ als spezielles Problem zwischen westlichen und chinesischen Gesprächspartnern. (Was nicht heißen soll, dass kulturelle oder historische Einzigartigkeit nur eine chinesische Eigenart ist; Frankreich und die USA hegen ähnliche Überzeugungen.) Ein Dialogansatz, dessen Ausgangspunkt der Satz ist: „Du kannst uns sowieso nicht verstehen, weil wir so anders sind“, kann natürlich in Sachen Kompromissfindung nicht besonders gut funktionieren. Obwohl es in den vergangenen Jahren große Fortschritte in den diplomatischen Beziehungen gegeben hat und wir uns in vielen Fragen einig sind, kann man nicht abstreiten, dass China und der Westen wirklich Schwierigkeiten haben, einander zu verstehen.

## Durch Austausch Vertrauen schaffen

Es gibt viele wichtige Bemühungen, den kulturellen Graben zwischen China und dem Westen zu überbrücken, Vertrauen zu schaffen und so die chinesisch-europäischen und chinesisch-westlichen Beziehungen zu verbessern. Stiftungen sind Teil dieser Bemühungen und spielen als Agenten der Kulturdiplomatie eine immer wichtigere Rolle. Hier möchte ich gern auf die Stiftung Mercator und ihr China-Programm zurückgreifen, um ein paar praktische Beispiele zu schildern, wie private Stiftungen durch das Schlagen von Brücken positive Veränderungen bewirken können.

Wir führen den Dialog mit China auf unterschiedlichen Ebenen, in unterschiedlichen Formaten und mit unterschiedlichen Zielgruppen. So fördern wir beispielsweise ein Programm namens „Mercator Exchange“, das in Kooperation mit dem American Field Service und mit Youth for Understanding einjährige Auslandsstipendien an deutsche und chinesische Schüler vergibt. Seit wir begonnen haben, Ende der neunziger Jahre den Schüleraustausch zu fördern, haben wir über 500 Schüler mit Stipendien unterstützt, die für ein Jahr nach China beziehungsweise Deutschland gegangen sind. Auch 2012 werden wir im Rahmen dieses Austauschprogramms wieder 70 Schülerinnen und Schüler fördern, die sich zu fast gleichen Anteilen auf beide Länder verteilen. Kurzstipendien für Schüler werden immer beliebter. Diese Aufenthalte dauern zwischen zwei Wochen und zwei Monaten und haben einen thematischen Schwerpunkt wie nachhaltige Entwicklung, Umweltschutz oder Klimawandel. So können die Kandidaten persönliche mit themenbezogenen „internationalen Erfahrungen“ verbinden.

Programme für interkulturelles Training bieten ebenfalls interkulturelle und themenbezogene Weiterbildung. Wir bieten Qualifizierungsprogramme an, die es jungen Leuten aus Deutschland und China mit Führungspotenzial ermöglichen sollen, ein ganzes Jahr lang an einer Weiterbildung oder an einer der zehntägigen Sommerakademien teilzunehmen, die wir zu Schwerpunktthemen wie „nachhaltige Stadtentwicklung“ und „Ökonomien mit geringem CO<sub>2</sub>-Ausstoß“ veranstalten. Während dieser zehn Tage besuchen die Teilnehmer beider Länder Expertenvorträge und nehmen an praktischen Workshops und Diskussionsrunden teil. Sie haben zudem Gelegenheit, einander persönlich kennenzulernen und so gegenseitiges Vertrauen aufzubauen.

Eines dieser Programme – „Zukunftsbrücke: Chinese-German Young Professional Campus“ – wird in dem Abkommen über zwischenstaatliche Konsultationen vom Juni 2011 erwähnt, dem ersten seiner Art zwischen China und

Deutschland,<sup>6</sup> was belegt, wie viel Bedeutung die Regierungen beider Länder dieser Art von Austauschprogrammen beimessen.

Anfang 2011 haben wir mit unserem Forum- und Salonprojekt „Aufklärung im Dialog“ eine öffentliche Diskussionsreihe gestartet. Für die Foren haben wir uns mit dem Chinesischen Nationalmuseum zusammengetan, die Salons lagen in unserer alleinigen Verantwortung. Die Foren und Salons liefen parallel zueinander, ebenso die Ausstellung „Die Kunst der Aufklärung“, ein einjähriges Projekt der Staatlichen Museen zu Berlin, der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden, den Bayerischen Staatsgemäldesammlungen und der Bundesregierung. „Aufklärung im Dialog“ hat gezeigt, dass ein kritischer und offener Dialog zwischen ausländischen und chinesischen Bürgern möglich ist, auch zu Themen, die als sensibel gelten, zum Beispiel „Die Aufklärung und ihre chinesische Geschichte“ und „Aufklärung und Kulturen des Wissens“, zwei Veranstaltungstitel der Reihe.<sup>7</sup>

Bei den Dialogen ging es um historische, soziale und philosophische Themen, die dazu beitragen, ein gegenseitiges Verständnis von der Bedeutung der Aufklärung für Menschen heute in Europa und in China herzustellen.<sup>8</sup> Die Salons an sich sind für das chinesische Publikum nicht besonders neuartig. Neu an unseren Foren und Salons war aber, dass das Publikum, in der Mehrzahl chinesische Studenten oder andere junge Intellektuelle, hochrangige chinesische Beamte und jeden der westlichen Redner öffentlich befragen und ihnen widersprechen konnte. Das an sich war für die meisten der eingeladenen Redner und wohl auch für viele der Teilnehmer ein Novum.

Dass sich die chinesischen Funktionäre nur begrenzt äußern wollten, wenn sie mit kritischen politischen Fragen konfrontiert wurden, ist kaum überraschend (bei ihren westlichen Amtskollegen ist es oft nicht viel anders). Man kann nicht erwarten, eine politische Kultur oder eine bestehende Kommunikationskultur über Nacht zu revolutionieren oder umzukrempeln – das war auch nicht die Absicht der Veranstaltungsreihe. Doch viele der anwesenden Redner und Zuschauer haben uns gesagt, dass die Foren und Salons ihnen die aufregende Erfahrung geboten haben, eine neu entstehende Debattenkultur zu beobachten – eine, die allen offensteht, nicht nur den chinesischen Bürgern, sondern auch den vielen ausländischen Gästen. Die Foren lockten jeweils zwischen

---

<sup>6</sup> Siehe Punkt 22 in „Gemeinsame Erklärung anlässlich der 1. Deutsch-Chinesischen Regierungskonsultationen in Berlin“, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Pressemitteilung 234, [www.bundesregierung.de](http://www.bundesregierung.de).

<sup>7</sup> Eine Dokumentation der gesamten Reihe findet sich unter [www.aufklaerung-im-dialog.de](http://www.aufklaerung-im-dialog.de).

<sup>8</sup> Bernhard Lorentz, „Ist Aufklärung im Dialog möglich?“, *Internationale Politik* (IP) Juli/August 2011, 112-116.

sechshundert und tausend Zuhörer an, und auch die kleineren Salons waren mit oft bis zu dreihundert Besuchern ebenso gut besucht. Die Begegnungen, die bei diesen Veranstaltungen stattfanden, mögen kurz gewesen sein, doch sie waren wirkungsvoll und zielführend und trugen zum Aufbau von Vertrauen zwischen den Teilnehmern und unserer Stiftung und ihren Partnern bei.

Wir arbeiten auch daran, die Zahl und Qualität der chinesisch-deutschen Kooperationen in den Bereichen der nachhaltigen Stadtentwicklung und des Klimaschutzes zu verbessern. Hierzu sind wir Partnerschaften mit deutschen technischen und Forschungsinstituten eingegangen, wie dem Wuppertal Institut für Klima, Umwelt und Energie, das an einem Städtepartnerschaftsprojekt mit Schwerpunkt CO<sub>2</sub>-arme Ökonomie zwischen Düsseldorf und der chinesischen Küstenstadt Wuxi beteiligt ist. Diese Kooperationen zielen nicht nur auf den Transfer und Austausch von Wissen auf professioneller Ebene ab, sondern auch – was besonders wichtig ist – auf den Aufbau persönlicher Vertrauensbeziehungen. Diese sind das Fundament, das absolut notwendig ist, um gemeinsame Ziele zu erreichen, in diesem Fall: eine effektive Politik, mit der sich die negativen Auswirkungen des Klimawandels mildern lassen.

Und schließlich fördert die Stiftung Mercator auch in diesem Jahr eine Reihe von Projekten, die teilweise im Rahmen des Jahres der Chinesischen Kultur in Deutschland durchgeführt werden, wie „Leibniz und Konfuzius“, ein Diskussionsforum zu Bildungsfragen, das während der Hannover-Messe Ende April stattfand und in Zusammenarbeit mit dem Chinazentrum Hannover organisiert wurde.

Austausch- und Dialogformate tragen dazu bei, das gegenseitige Verständnis durch direkte persönliche Kontakte zu verbessern. Indem man es Menschen ermöglicht, die Lebensweise, die Traditionen, das Verhalten und die Denkweise ihrer Gesprächspartner in China und Deutschland (oder in jedem anderen westlichen Land) kennenzulernen und ihnen die Gelegenheit gibt, sich in den anderen hineinzuversetzen, fördern wir ein breiteres Verständnis der Wahrnehmungen und Präferenzen, die in den jeweiligen gesellschaftlichen und kulturellen Kontexten tief verwurzelt und durch sie geprägt sind.

Voneinander zu lernen ist immer ein wesentlicher Bestandteil des Austausches von Menschen und Ideen – oder sollte es zumindest sein. Wir wollen mindestens einen kognitiven Lerneffekt erreichen, aber bestenfalls auch einen emotionalen, der besonders wichtig ist, um die Dinge in neuer Perspektive zu betrachten und eine nachhaltige persönliche Erfahrung zu erzeugen.

Kurz gesagt: Das Konzept des „Austausches von Menschen und Ideen“ zielt

darauf ab, die Fähigkeit zu verbessern, sich mit Menschen zu identifizieren,<sup>9</sup> die einen anderen Hintergrund und andere Präferenzen haben. Wenn wir uns in andere hineinversetzen wollen, dann ist es sicherlich hilfreich, selbst einmal auf den Straßen gewandelt zu sein, auf denen die Anderen wandeln.

Kultureller Austausch fördert zudem ganz allgemein die Fähigkeit, sich auf ein neues und fremdartiges Umfeld einzulassen und ein Verständnis für andere Strukturen und eine andere Logik des Denkens und Handelns zu entwickeln.

Je länger man einer anderen Kultur ausgesetzt ist, desto wahrscheinlicher ist, dass der Austausch einen nicht nur kognitiv viel lernen lässt, sondern auch emotional zu einer nachhaltigeren und folglich tieferen Erfahrung wird.<sup>10</sup> Diese Erfahrung basiert normalerweise auf persönlichen Begegnungen und bestenfalls auf dauerhaften persönlichen Vertrauensbeziehungen. Schließlich gibt es nicht das eine Patentrezept, Kulturprogramme können auf die spezifischen Bedürfnisse einer bestimmten Kultur zugeschnitten werden. Stiftungen als diejenigen, die Plattformen der Begegnung schaffen, können dazu beitragen, kulturelle Barrieren einzureißen und Gräben zu überwinden, indem sie Programme und Projekte auf den Weg bringen, die den Austausch von Menschen und Ideen ermöglichen. Auf diesem Weg lassen sich die Chancen für interkulturelle Kooperation auf vielen Ebenen erhöhen.

---

<sup>9</sup> Um Missverständnissen vorzubeugen: „Identifizieren“ meint hier die Fähigkeit, kognitiv und emotional die Präferenzen und deren Folgen für die Verhaltensmuster anderer Kulturen zu erfassen. Der Begriff impliziert nicht automatisch die Anpassung an eine Kultur oder die Verschmelzung mit ihr. Siehe beispielsweise Amartya Sen, *Identity & Violence – The Illusion of Destiny* (2006), und Erik H. Erikson, *Identity, Youth and Crisis* (1968).

<sup>10</sup> Yun Young Kim, „Adapting to an Unfamiliar Culture – An Interdisciplinary Overview“, *Handbook of International and Intercultural Communication*, hg. von William B. Gudykunst und Bella Mody (2002), 259.

# Chinas expandierenden Non-Profit-Sektor unterstützen

JOHN FITZGERALD

Die positive Entwicklung unabhängiger sozialer Organisationen im heutigen China sorgt für einige Verwirrung im Inland und international für beträchtliche Unruhe. Im Dezember 2010 waren zwei Jahresberichte des Non-Profit-Sektors in Umlauf – mit diametral entgegengesetzter Aussage. Pei Bin, Direktorin des Netzwerks China Partnership Development of Business for Social Responsibility, leitete ihren euphorischen Bericht mit der Behauptung ein: „2010 war das aufregendste Jahr für neue Entwicklungen im Bereich der Wohltätigkeitsarbeit in China.“ Wan Yanhai, Direktor des Pekinger Aizhixing Research Institute, erklärte 2010 zu „einem Jahr, in dem die chinesische Regierung einen umfassenden Angriff auf Nichtregierungsorganisationen gestartet und ihnen schärfere Restriktionen auferlegt“ habe. Beide nur scheinbar widersprüchlichen Analysen sind korrekt. Es gibt einerseits eindeutig positive Anzeichen für die Entwicklung des Wohltätigkeitssektors und einiger einheimischer Non-Profit-Programme, doch es gibt andererseits auch in einigen Bereichen des Non-Profit-Sektors schärfere staatliche Restriktionen.

Diese widersprüchliche Situation ist das Ergebnis eines Kompromisses, eines Faustischen Pakts chinesischer Prägung. Die Zentralregierung grenzt Fragen der innenpolitischen Sicherheit von Fragen der internationalen Sicherheit ab, indem sie die Beschränkungen für internationale Spender und internationale spendenabhängige Non-Profit-Organisationen verschärft. Zugleich lässt China den Kommunalregierungen mehr Spielraum, administrative Restriktionen für Non-Profit-Organisationen zu lockern, die nachweisbar auf kommunaler Ebene agieren, ihr eigenes Fundraising betreiben oder nach Einzelleistung vergütete Arbeiten in den Städten verrichten. Dieser Pakt ermöglicht Wachstum. Wir befinden uns an der Schwelle zu einer neuen Phase in der Entwicklung der organisierten Zivilgesellschaft in China, eine Phase, die

geprägt ist von raschem Wachstum und von der lokalen Bereitstellung von Mitteln im Non-Profit-Sektor. Ausländische Organisationen, die in China arbeiten oder dies vorhaben, müssen sich der Bedingungen bewusst sein, die dem Wachstum von Chinas sozialem Sektor zugrunde liegen, wenn sie in seiner weiteren Entwicklung eine konstruktive Rolle spielen wollen.

### **Außenstehende ausschließen, um den einheimischen Non-Profit-Sektor zu fördern**

In einem gewissen Sinne ist die positive Prognose für den chinesischen Non-Profit-Sektor für ausländische Organisationen und Geldgeber ein Problem. In dem aktuellen Klima scheint nämlich die Beschränkung der Rolle ausländischer Geldgeber und Akteure eine Voraussetzung für das Wachstum der einheimischen sozialen Organisationen in China zu sein. Ist dies das Ende ausländischer Stiftungen und Stifter in China? Sollten die Ford Foundation und ähnliche Organisationen weiterziehen?

Weit gefehlt. Wir erleben das Wachstum unabhängiger einheimischer sozialer Organisationen und des Wohltätigkeitssektors in China als eine der aufregendsten Entwicklungen in jüngster Zeit. Wir glauben, dass unsere und ähnliche Stiftungen immer noch eine bescheidene Rolle zu spielen haben, nämlich dazu beitragen können, den Non-Profit-Sektor in China einheimischer zu machen. Und wir haben gute Gründe zu glauben, dass es die chinesische Regierung begrüßt, wenn internationale Non-Profit-Organisationen dazu beitragen, die chinesischen Non-Profit-Institutionen und -Kultur an die örtlichen Gegebenheiten anzupassen. Wir müssen akzeptieren, dass die Beschränkungen, denen wir als ausländische Geldgeber und Organisationen unterworfen sind, eine Voraussetzung für das Wachsen von Chinas eigener organisierter Zivilgesellschaft sind. Doch diesen Rückschlag zu akzeptieren bedeutet nicht, dass wir aufgeben. Die verhängten Restriktionen sind keineswegs absolut. Wir müssen aber angesichts dieses neuen Umfelds die Rolle sorgfältig überdenken, die ausländische Akteure als Gäste der chinesischen Regierung bei der Weiterentwicklung einer organisierten Zivilgesellschaft spielen können, zu Bedingungen, die Chinas nationalen Gegebenheiten und dem rechtlichen und behördlichem Rahmen des Landes angemessen sind.

In einem Versuch sorgfältiger Neubewertung hat das Peking Büro der Ford Foundation eine Reihe parallel laufender Forschungsprojekte und Konsultationen gefördert, die die lokalen und internationalen Perspektiven auf die jüngsten Entwicklungen in China ausloten sollten. Diese Berichte gehen davon aus, dass China, auch wenn das Land über einen starken Staat und einen immer



stärkeren For-Profit-Sektor verfügt, von einem unabhängigen sozialen oder zivilen Sektor profitieren würde, der die Energien der Bürger mobilisieren, als Katalysator innovativer Problemlösungsstrategien dienen und die Umsetzung von Politik ermöglichen und verbessern könnte. Eine zweite These lautet, dass Zivilgesellschaften zutiefst in lokalen und nationalen Werten, Energien und Ressourcen verwurzelt sein müssen. Aus dieser Annahme folgt, dass man internationale Ressourcen, auch Spendenfinanzierung, vorsichtig einsetzen sollte, um sicherzustellen, dass die Werte, Annahmen und Interessen ausländischer Geldgeber nicht die Weiterentwicklung einer lokal verwurzelten Zivilgesellschaft untergraben. Ich könnte mir vorstellen, dass ähnliche Möglichkeiten auch für ausländische Organisationen bestehen, die Projekte vor Ort in Eigenregie durchführen – und dass für sie auch ähnliche Vorbehalte gelten.

In einem Bericht haben David Brown und Hu Xing vom Hauser Center for Non-Profit Organizations der Kennedy School of Governance der Harvard-Universität chinesische Meinungen darüber untersucht, wie internationale private Non-Profit-Organisationen diese Entwicklung fördern können. Ihre vorläufigen Ergebnisse und meine eigenen Beobachtungen deuten darauf hin, dass ausländische Stiftungen und andere Akteure sich auf die folgenden Punkte konzentrieren sollten:

- Der Zugang zu knappen finanziellen Ressourcen ist eine riesige Herausforderung für lokale Non-Profit-Organisationen, die noch größer ausfällt, wenn eine bedeutsame Verschiebung von internationaler zu einheimischer Finanzierung stattfindet.
- Man könnte einen besseren Zugang zu lokalen finanziellen Ressourcen schaffen, indem man internationale Ressourcen dazu verwendet, die Kapazitäten einheimischer Institutionen zu verbessern, lokale Verbände und Graswurzelorganisationen zu unterstützen, die staatliche Förderung sozialer Dienstleistungen zu stärken, mehr Einkommen aus Dienstleistungen zu generieren und die Einkommen durch Schaffung neuen Wohlstands zu erhöhen. Die Förderung ausländischer Stiftungen könnte dazu verwendet werden, neue internationale Best-Practice-Modelle im Bereich des staatlichen Outsourcings von sozialen Dienstleistungen an Non-Profit-Organisationen einzuführen, ebenso im Bereich der Organisation, des Managements und des Betriebs privater Stiftungen zu Förderung der Entwicklung von Non-Profit-Organisationen, und auch im Bereich von Corporate-Social-Responsibility-Ansätzen, die mit einer gesunden Entwicklung eines unabhängigen Non-Profit-Sektors im Einklang stehen.
- Internationale Ressourcen könnten auch dazu eingesetzt werden, die Kapazitäten der Führungsebenen von Non-Profit-Organisationen, ihrer Mitar-

beiter und der Organisation selbst zu verbessern; um zwischengeschaltete, Kapazitäten aufbauende Organisationen zu gründen und zu unterstützen; und um Forschungs- und Bildungszentren zu fördern, die die personellen und organisatorischen Ressourcen des sozialen Sektors verbessern könnten. Dies könnte auch die Förderung der Spezialisierung und Professionalisierung von lokalem Personal umfassen, die berufliche Fortbildung für das Personal von Non-Profit-Organisationen sowie spezialisierte Weiterbildungen in der Sozialarbeit und in verwandten Tätigkeitsfeldern.

In jedem Fall gibt es eine Reihe von operativen Prinzipien, die internationale Akteure im Hinterkopf behalten sollten, wenn sie vorhaben, an der Weiterentwicklung der chinesischen Zivilgesellschaft mitzuwirken. Zu diesen Prinzipien gehört zum Beispiel, sich auf Probleme zu konzentrieren, die als wirklich wichtig gelten und die nicht ohne Weiteres von anderen Akteuren bewältigt werden können; Programme zu entwerfen, die nach einer zeitlich begrenzten Investition externer Ressourcen auf lokaler Ebene nachhaltig funktionieren; Initiativen hervorzuheben, bei denen „ausländische Interessen“ nicht die soziale und politische Stabilität bedrohen; und darauf hinzuarbeiten, langfristig ein fruchtbares Umfeld für die zivilgesellschaftliche Unterstützung gefährdeter Gruppen aufzubauen.

So aufgeregt wir auch sind angesichts der guten Aussichten für Non-Profit-Organisationen in China, so sehr sollten ausländische Stiftungen doch die Grenzen ihrer eigenen Rolle und Ressourcen und auch die Beschränkungen beachten, denen unsere Stipendiaten und Förderungsempfänger weiterhin ausgesetzt sind. Wenn wir uns auf eine verstärkt lokale Bereitstellung von Mitteln für soziale Organisationen konzentrieren, sprechen wir über einen sehr kleinen Teil der organisierten chinesischen Zivilgesellschaft; es geht um die Unterkategorie derjenigen Non-Profit-Organisationen, die gefährdete soziale Gruppen mit Gütern und Dienstleistungen versorgt, indem sie staatliche Aufträge ausführen, Stipendien vergeben oder Corporate Social Responsibility-Programme auflegen. Diese spezielle Gruppe ist nur ein winziger Teil der Zusammenschlüsse im heutigen China, wobei mittlere und Kleinstädte weitgehend nicht, das städtische Umland und ländliche Gegenden noch gar nicht mit eingerechnet sind. Und selbst in den größten Städten sind diejenigen sozialen Organisationen, die überhaupt in der Lage sind, gefährdeten Gruppen zu helfen, eine Minderheit. Selbst in ihrem eigenen Sektor, im Bereich der vom Staat ausgelagerte Dienstleistungen, sind Non-Profit-Organisationen scharfer Konkurrenz ausgesetzt, was den Zugang zu staatlich ausgeschriebenen Aufträgen angeht. Der Großteil geht meist an ehemalige Staatsunternehmen (*shiyè dānwèi*), die enge Kontakte zur Regierung pflegen.

Diese Beschränkungen werfen ein Schlaglicht auf die Herausforderungen, mit denen sich die Planung ausländischer Geldgeber- und vielleicht auch ausländischer, vor Ort handelnder Organisationen in China auseinandersetzen sollte. Wenn es in den großen Städten erst einmal erfolgreiche Präzedenzfälle für die lokale Bereitstellung von Mitteln für Non-Profit-Organisationen im Dienstleistungsbereich gibt, dann wird die Herausforderung darin bestehen, dieses Modell erst auf andere Städte auszuweiten, dann auf die Peripherien und schließlich auch auf ländliche Gegenden, wo der Bedarf am größten ist. Weitere Herausforderungen bestehen darin, die Wettbewerbsfähigkeit von Non-Profit-Organisationen zu verbessern, indem man mehr Vertrauen in ihre Kompetenz herstellt, ihnen professionelle Weiterbildung ermöglicht und sie zu einer robusten Evaluationspraxis ermutigt. Und dann wären da noch die Aufgabe, dafür zu sorgen, dass die Ausschreibungs- und Förderungspraxis selbst fair und offen ist, sowie das Problem der Transparenz der örtlichen Behörden; außerdem müsste über alle lokal agierenden Förderorganisationen offener berichtet und informiert werden.

### **Die Pläne der Ford Foundation**

Nach Abwägung all dieser Aspekte hat die Ford Foundation eine Strategie für ihr Engagement in China entworfen. Es ist ihr zentrales Ziel, daran mitzuwirken, dass Mittel für die Entwicklung des Non-Profit-Sektors in China stärker lokal bereitgestellt werden. Zudem beabsichtigt die Ford Foundation, weiterhin mit lokalen Partnern aus den staatlichen Verwaltungsbehörden, der Wissenschaft und dem Non-Profit-Sektor zusammenzuarbeiten, um diese Herausforderungen zu bewältigen. Wir haben vor, die Kapazitäten von Organisationen aufzubauen, die ihrerseits Non-Profit-Organisationen unterstützen. Wir hoffen, mit der Regierung auf lokaler Ebene zusammenarbeiten zu können, um das Non-Profit-Dienstleistungsmodell auf stadtnahe Gegenden, regionale Kommunen und Dörfer auszuweiten. Wir hoffen, professionelle Weiterbildungsmöglichkeiten anbieten und daran mitwirken zu können, eine robuste und effiziente Evaluationspraxis für Non-Profit-Organisationen zu etablieren. Wir werden die Forschung und die Publikation von Leitfäden und Infomaterialien für Non-Profit-Organisationen fördern, die den Zugang zu staatlichen, gemeinnützigen und Unternehmensressourcen im Rahmen ihrer Corporate Social Responsibility suchen. Wir wollen die Entwicklung neuer Informationssysteme und -netzwerke vorantreiben, die für mehr Transparenz bei privaten und unternehmerisch geförderten, wohltätigen und Non-Profit-Aktivitäten sorgen. Wir werden Innovationen finanzieren, die aus dem einen oder anderen Grund nicht mit lokal bereitgestellten öffentlichen Mitteln, Firmen-

geldern oder Spenden gefördert werden können. Und wir werden, wenn man uns dazu einlädt, den Behörden dabei helfen, den höheren Erwartungen der Öffentlichkeit an die Transparenz bei der Auftragsvergabe gerecht zu werden.

Wir werden in jedem Fall auf dem Ruf der Stiftung in China als einer internationalen NGO aufbauen, die Brücken zu schlagen und Verbindungen zwischen chinesischen und ausländischen Experten und Praktikern herzustellen vermag, vor allem mit amerikanischen. Einfacher ausgedrückt: Wir haben vor, auf dem Erbe der Wohltätigkeitsarbeit der Ford Foundation aufzubauen, die mit dem Start der chinesischen Reform- und Öffnungspolitik vor dreißig Jahren begann und China in die Lage versetzt hat, seinen rechtmäßigen Platz in der Welt einzunehmen. Wenn wir daran mitwirken, Chinas einheimischen Non-Profit-Sektor zu stärken, sehen wir auch engeren persönlichen Kontakten entgegen, die eine der wichtigsten bilateralen Beziehungen der heutigen Welt untermauern werden. Soziale Organisationen können und sollten bei dieser Aufgabe eine Schlüsselrolle spielen. Wir werden uns dieser Aufgabe weiterhin stellen, so lange wir als Gäste des chinesischen Volkes und der chinesischen Regierung willkommen sind.

# Kooperation braucht Vertrauen

NORA SAUSMIKAT

Man kann davon ausgehen, dass sich die Entwicklung des NGO-Sektors und das Ausmaß seiner Aktivitäten in China erheblich von dem unterscheiden wird, was im Westen geschieht, und dass er immer von ausdrücklicher staatlicher Unterstützung abhängig sein wird. Wenn chinesische und westliche NGOs zusammenarbeiten wollen, müssen sie sich um *zhengming* bemühen – die Klärung der Voraussetzungen für gegenseitiges Vertrauen.

China ist jüngst Gegenstand einer zunehmend intensiven internationalen Beobachtung gewesen, und auch wenn es versucht, im Ausland ein modernes und kosmopolitisches Image zu verbreiten, scheitert es immer wieder – auch weil es auf inneren Ungehorsam oder Aktivismus mit kulturrevolutionärer Rhetorik oder entsprechendem Verhalten reagiert. Verstärkt wurde dieses Problem durch die Neigung westlicher Medien, ein vereinfachtes, dichotomisches und vorurteilsgeladenes Bild von China zu zeichnen. Komplexe Analysen und nuancierte Schilderungen eines Landes, das aus 56 ethnischen Gruppen und gut über einer Milliarde Menschen besteht, glänzen durch Abwesenheit. Häufig wird diese Lücke durch stereotype Beschreibungen gefüllt, die für ein unbedarftes, oft voreingenommenes Publikum leichter verdaulich sind. Hinzu kommt, dass die Probleme, die durch fortschreitende Globalisierung, soziale Krisen und Umweltzerstörung verursacht werden, die Weltmächte zu polarisieren scheinen.

Für die Menschen, die sich in europäischen und chinesischen Organisationen und Verbänden engagieren, ist diese Polarisierung deutlich spürbar. Ein chinesischer Teilnehmer unserer zivilgesellschaftlichen Dialoge berichtete, es

sei schwer, „gemeinsam eine Sprache, Verständnis und Forderungen zu entwickeln“, wenn er mit europäischen Aktivisten zu tun habe, die themenbezogene Überzeugungsarbeit leisten. Je mehr China in der westlichen Presse als „Feind“ dargestellt wird, desto mehr scheuen Chinas zivilgesellschaftliche Akteure die Zusammenarbeit mit ihren westlichen Gegenübern. Ein anderer Teilnehmer sagte, dass „die Arbeit von europäischen Organisationen oft darauf abzielt, staatliche Politik zu beeinflussen, während sich chinesische Organisationen mehr darauf konzentrieren, punktgenau wohltätige Unterstützung und Orientierung für die chinesische Zivilgesellschaft auf Bürgerebene zu leisten“.<sup>1</sup>

Obwohl wir einen Trend bei chinesischen NGOs und Stiftungen hin zu mehr politischer Einflussnahme erleben, da immer mehr chinesische Bürger anfangen, sich im dritten Sektor zu engagieren, so bleiben doch grundlegende Unterschiede zwischen der chinesischen und der europäischen Auffassung einer angemessenen Rolle von Zivilgesellschaft, drittem Sektor und NGOs bestehen. Die staatsferne Haltung vieler europäischer NGOs setzt ihre chinesischen Partner häufig zu sehr unter Druck. Nötig ist ganz eindeutig ein besseres Verständnis der jeweiligen Ziele der Anderen, ihrer Politik und Persönlichkeiten, um eine effektivere Kooperation und klarere Kommunikation zu ermöglichen.

### **Die ideologischen Wurzeln der europäischen Zivilgesellschaft**

Mit ihrer Arbeit in China stehen europäische NGOs vor diversen Herausforderungen. Nicht nur müssen sie mit Vorurteilen und mangelnder Erfahrung ringen, sondern oft wissen sie kulturell oder politisch auch einfach nicht genug über China. Ein Teil des Problems ist, dass China historisch gesehen für die Aktivitäten und Ideologie europäischer NGOs immer nur eine sehr kleine Rolle gespielt hat. Auch wenn sich diese Situation mit Chinas wachsender globaler Bedeutung allmählich gewandelt hat, muss man die heutige Wahrnehmung Chinas auch als Spiegelung der Ideengeschichte der europäischen Protestbewegungen verstehen.

Die frühen Protestbewegungen in den sechziger Jahren hatten ein wichtiges gemeinsames Merkmal: Sie alle standen den staatlichen Institutionen kritisch gegenüber und strebten nach absoluter Autonomie und Selbstbestimmung. Viele dieser Organisationen konzentrierten sich auf Lateinamerika, Vietnam und eine Reihe afrikanischer Staaten. China spielte nur eine kleine, indirekte Rolle in den diversen Debatten der (maoistischen) Linken, der Arbeiterbewe-

---

<sup>1</sup> An Xin, „My Observations on the Forum of Common Concerns of Chinese and European Civil Society Organizations“, in: *Global Concerns – Global Cooperation*, hg. von Nora Sausmikat (2010), 169.

gung, der Feministen, der kirchlichen Gruppen und der Dritte-Welt-Solidaritätsbewegungen. Obwohl so mancher antikapitalistische Aktivist das China der sechziger und siebziger Jahre als „positives Modell“ sah und für eine Alternative zum kapitalistische System hielt, war das Land nie der zentrale Fokus.

Nach 1989/90 verschob sich der Schwerpunkt der europäischen Protestbewegungen hin zu einem neuen Paradigma der „nachhaltigen Entwicklung“, der Umweltzerstörung in den Entwicklungsländern und der Endlichkeit der globalen Ressourcen. China hörte infolge der marktorientierten, während der achtziger Jahre auf den Weg gebrauchten Reformen außerdem auf, als Alternative zum Kapitalismus zu gelten.

In den neunziger Jahren setzten drei parallele Entwicklungen ein, die einen entscheidenden Einfluss auf das China-Bild hatten, das bis heute bei europäischen NGOs vorherrscht:

- I. Westeuropäische linke Gruppen verbanden sich mit den sogenannten Neuen Sozialen Bewegungen (Umwelt-, feministische und Menschenrechtsbewegungen), und im Zuge dieses Prozesses gaben sie ihre stets in der gleichen Tonlage formulierte antiimperialistische, antikapitalistische und anti-amerikanische Haltung auf. Viele Aktivisten wandten sich einem umfassenderen Verständnis von der Interdependenz von Wirtschaft, Ökologie und sozialer Gerechtigkeit zu. Das bedeutete, dass China mit seinen Defiziten in Sachen Umweltschutz und sozialer Gerechtigkeit nicht länger als alternatives Ideal in Frage kam.
- II. China zog sich zudem den Zorn der eingefleischten Linken zu, die in ihrem Bemühen, das antiimperialistische und antikapitalistische Projekt fortzuführen, Engels' Skepsis gegenüber den idealistischen und bourgeoisen Intellektuellengruppen wiederbelebten und die Neue Sozialen Bewegungen wegen ihres mangelnden Klassenbewusstseins attackierten – zugleich aber Chinas kapitalistische Wende kritisierten.
- III. Nicht zuletzt begann die westeuropäische Linke, die die osteuropäischen Revolutionen unterstützt hatte, den totalitären Charakter der kommunistischen Regime zu kritisieren und umgekehrt das Konzept der Zivilgesellschaft als ein gemeinsames „emanzipatorisches Projekt“ sowohl östlicher Dissidenten als auch westlicher Postmarxisten zu akzeptieren.

Aus diesen Gründen wurde China, das nun seinen Aufstieg als marktorientierter „global player“ erlebte, trotz der Uneinigkeit innerhalb des linken Aktivistenmilieus im Westen von den internationalen Solidaritätsbewegungen in einem deutlich negativeren Licht gesehen – eine Entwicklung, die sich bis in die heute aktiven NGOs fortgesetzt hat. Diese ideologischen Unterschiede stellen für westliche Gruppierungen bei der Kooperation oft Hemmnisse dar und

lassen sie auch vor der Zusammenarbeit mit staatlichen Organisationen in China zurückscheuen. Für die Kooperation mit chinesischen Partnern stellt dies, wie im Folgenden dargelegt, eine große Herausforderung dar. Andererseits fehlt auch den neuen, chinabezogenen Organisationen, deren Mitglieder oft mehr über das Land wissen und ideologisch offener sind, die enge Vernetzung mit chinesischen NGOs, weil sie meist fast ausschließlich mit politischen Stellen in China zu tun hatten. Nimmt man all das zusammen, verwundert es wenig, dass Beispiele von erfolgreicher westlich-chinesischer Zusammenarbeit auf zivilgesellschaftlicher Ebene rar sind.

### **Hindernisse für Kooperation**

Ein Hindernis für westlich-chinesische Kooperation ist auch die noch relativ junge Geschichte der europäisch-chinesischen Wechselbeziehungen. China wurde erst in den achtziger Jahren für Ausländer geöffnet, und zum ersten Mal konnten sich unabhängige Medien und Beobachter ein relativ neutrales Bild des oft so unergründlichen Landes machen. Dieser Mangel an Informationen führt dazu, dass auch heute noch gut ausgestatteten und qualifizierten Organisationen grundlegende Kenntnisse über die politische und soziale Situation fehlen, in der sich potenzielle Aktivisten und Partner in China befinden (und die ihren Handlungsspielraum eingrenzt). Das ist besonders problematisch für themenorientierte NGOs, die sich nicht nur auf China beschränken, wie landwirtschaftliche Initiativen, Verbraucher- und Umweltschutzorganisationen.

Neben dem Wissensmangel hat die Tatsache, dass sich die meisten europäischen NGOs nie allein auf China konzentrieren, lieber Chinas Rolle im internationalen System hervorheben und dies innerhalb des Rahmens ihrer eigenen Zielsetzung tun, eine weitere Konsequenz. Um die Wirkungsmächtigkeit ihrer Organisation mit Blick auf ihr Kernanliegen (zum Beispiel Menschenrechte oder Nachhaltigkeit) zu maximieren, wenden westliche Aktivisten oft Methoden an, die den allgemeinen Beziehungen zwischen Fernost und dem Westen diametral entgegenstehen. Für europäische NGOs bleibt öffentlicher Druck die effektivste Strategie, um Veränderungen herbeizuführen. Das erfordert den Rückgriff auf Kampagnen, Demonstrationen und die Medien. Um ihre Relevanz und Reichweite zu steigern, neigen Organisationen dazu, China und ihr Anliegen in einer schlichten, stereotypen und dichotomen Weise darzustellen, die für das Publikum wiedererkennbar und leicht verdaulich ist. Dies wiederum ermutigt NGOs, die in Sachen China aktiv sind und die als Interessensvertreter wahrgenommen werden wollen, zu polarisieren. Die Medien begrüßen dies als Teil einer symbiotischen Beziehung, weil dramatisierende und extreme Darstellungen die Aufmerksamkeit und Vorstellungskraft ihres Publikums stär-



ker fesseln, die Quoten hochtreiben und eine Spirale des positiven Feedbacks in Gang setzen, die Sensationsmache und nicht verständnisvolle Darstellung belohnt. Die Gefahr dabei ist, dass in der Öffentlichkeit eine verzerrte Wahrnehmung von der Entwicklung Chinas umgreift, die uns ohne eine differenzierte Darstellung der Widersprüche in Chinas Modernisierungsprozess zurücklässt.

Weil Mobilisierung der europäischen Öffentlichkeit normalerweise das wichtigste Ziel einer Organisation ist, haben die Schärfung von Profil und Bewusstsein Vorrang vor dem Austausch und der Vernetzung mit chinesischen Organisationen. Dies jedoch untergräbt den Prozess der Kulturdiplomatie und lässt die Zusammenarbeit erlahmen, weil das Vertrauen in die Partner schwindet.

### **Die Lage chinesischer NGOs: Regulierung, Finanzierung und Kontrolle**

Die jüngste Veröffentlichung neuer Richtlinien für Stiftungen und gemeinnützige Organisationen verdeutlicht den klaren Wunsch seitens der chinesischen Behörden, die Aktivisten des dritten Sektors von Reformkräften und Lobbygruppen zu trennen. In der Wahrnehmung der chinesischen Zivilgesellschaft im In- und Ausland überwog die Sicht, dass der chinesische Staat effektiv jede neue soziale Kraft in sich aufnimmt. Vor allem in der Nach-Tiananmen-Ära scheint zu gelten: „Wenn man irgendetwas erreichen will, musst man über den Staat gehen.“<sup>2</sup> Dies galt für den sich rasch ausbreitenden, auslandsfinanzierten chinesischen NGO-Sektor Mitte der neunziger Jahre, den die chinesische Regierung rasch und scharf regulierte. Doch die wirklich maßgeblichen Veränderungen innerhalb der chinesischen Gesellschaft vollziehen sich nicht auf Regulierungsebene, sondern zwischen den Menschen selbst, angetrieben von dem Wunsch, teilzuhaben und sich mitzuteilen.

Nicht jeder freut sich über den expandierenden NGO-Sektor. Nationalistische chinesische Intellektuelle wie Wang Shaoguang haben von Anfang an vor der Bildung eines starken nichtstaatlichen Sektors gewarnt, der von ausländischem Geld abhängig ist. Laut Shaoguang sagt die Anzahl der Organisationen nichts über die Qualität der Zivilgesellschaft aus; zudem sei es in Wirklichkeit so, dass die meisten NGOs in einem eigennütigen Konkurrenzkampf gegen ihresgleichen gefangen seien.

Die chinesisch-westliche Kulturdiplomatie ist also bislang von zweierlei geprägt gewesen: einerseits von westlichem Enthusiasmus darüber, Zugang zu dem sich seit der internationalen UN-Frauenkonferenz im Jahre 1995 allmählich öffnenden chinesischen Gemeinnützigkeits- und NGO-Sektor zu haben; und andererseits von Skepsis seitens der Chinesen bezüglich der paternalisti-

<sup>2</sup> Nick Young, „Advocacy: NGOs want better communication, not confrontation with the state“, *China Development Brief* (2006) [www.chinadevelopmentbrief.com/node/476](http://www.chinadevelopmentbrief.com/node/476).

schen westlichen Geber-Nehmer-Beziehungen und der wahren Absichten der internationalen Gemeinschaft. Dieses Befürchtungen, gepaart mit einigen von hoher Publizität begleiteten Veruntreuungsskandalen, haben den chinesischen Staat dazu veranlasst, der Finanzierung des dritten Sektors strenge Auflagen aufzuerlegen, die wichtige neue soziale Kräfte und Interessensgruppen, die gerade erst im Entstehen begriffen sind, zu ersticken drohen.

Die jüngste Kontrollmaßnahme ist die sogenannte „Notiz Nr. 63“ (2009) des staatlichen chinesischen Devisenamtes (SAFE). Dieses Kontrollgesetz für ausländische Devisen verlangt Belege dafür, dass keine Gelder „gegen die Gesetze, die Sitten oder das Wohl des Staates“ verwendet werden, bevor ausländische Mittel verteilt werden können. Die meisten dieser Mittel müssen über die Chinesische Gesellschaft für NGO-Kooperation (CANGO) laufen, die, obwohl offiziell eine Nichtregierungsorganisation, in Wirklichkeit eine der mächtigsten staatlichen „NGOs“ der Welt ist. Sie dient als Kontrollorgan, das alle ausländischen Mittel, Kontakte und Projekte in eine semistaatliche Organisation kanalisiert. Seitdem sie ihre Führungsspitze umstrukturiert hat, ist diese Organisation bei der Kontrolle von ausländischem Engagement im gemeinnützigen Sektor sogar noch mächtiger geworden.

Chinesische zivilgesellschaftliche Organisationen (im Englischen „civil society organizations“ oder CSOs) werden noch enger an den Staat gebunden, denn die Regierung verlangt, dass ein staatlicher Partner jede NGO registrieren muss.<sup>3</sup> Sie müssen ihre Ziele und Absichten von Anfang an ganz klar darlegen und werden auch nach ihrer Registrierung weiter überwacht. Wenn sie Lobbyarbeit leisten wollen, suchen sie den Kontakt zu schützenden und höchst einflussreichen staatlichen Kreisen. Chinesische NGOs, die als Unternehmen registriert werden, müssen ihre Geschäftsstrukturen offenlegen, einen Schenkungsvertrag einreichen und beweisen, dass jeder ihrer Geldgeber als Wohltätigkeitsorganisation registriert ist. Die Tatsache, dass China versucht, einen Sektor so scharf zu regulieren, der von informellen Regeln und Strukturen lebt, hat zu massiven Problemen geführt. Es hat vor allem die Gründung, das Wachstum und die Effizienz kleiner Graswurzelorganisationen gehemmt, die finanziell hoffnungslos von größeren staatlichen Schirmorganisationen abhängig geworden sind. Trotzdem befürworten viele Aktivisten die Schaffung klarer Regeln, um Veruntreuung, Kritik und politischer Opposition zu begegnen.

Die andere große Hürde für die europäisch-chinesische Kooperation sind die unterschiedlichen Arbeitsweisen und Themenschwerpunkte von chinesischen NGOs und Spenderorganisationen. Chinesische Spenden- und Wohltätig-

<sup>3</sup> Siehe Miriam Schröder und Melanie Müller, „Chinese Paths to Climate Protection“, *Development and Cooperation* 36, Nr. 1 (2009), 30-32.

keitsorganisationen werden staatlich geführt und nach dem Top-Down-Prinzip strukturiert – anders als ihre europäischen Entsprechungen. Viele chinesische Organisationen befinden sich noch in dem Prozess der Professionalisierung und beschäftigen sich vorrangig mit lokalen Problemen. Die Zahl der Organisationen, die sich mit „Überzeugungsarbeit“ befassen und die sich eine Einmischung in globalere Fragen leisten können, ist immer noch relativ klein. Doch es gibt Anzeichen, dass sich das ändern könnte, vor allem in Bereichen wie dem Umweltschutz, wo es inzwischen Initiativen wie die Chinese Climate Action Networks gibt,<sup>4</sup> die sich auf lokaler und internationaler Ebene miteinander vernetzen.

Nicht zuletzt entstehen manche Schwierigkeiten schlicht und einfach, weil es weiterhin an Vertrauen mangelt. Die chinesische Regierung ist überzeugt, dass westliche, im Bereich der Menschenrechte und Chinas ökologischem Fußabdruck engagierte NGOs zu Chinas Negativimage im Ausland beitragen. Dieser pauschale Verdacht gegenüber europäischen NGOs wiederum setzt chinesische NGOs unter Druck, die mit ihnen zusammenarbeiten. Die chinesische Regierung zeigt auch gern vorwurfsvoll mit dem Finger darauf, wie sich die Mittel europäischer NGOs zusammensetzen: einige Organisationen werden teilweise von öffentlichen Institutionen wie der Europäischen Kommission oder dem britischen Department for International Development finanziert, auch wenn diese Mittel aus den Einnahmen staatlicher Lotterien stammen und ohne politische Vorgaben oder Kontrolle gewährt werden. Das alles ist Teil eines allgemeineren Trends, wobei die Chinesen Bedeutung und Einfluss europäischer NGOs überschätzen.

Auch aufgrund dieser Fehleinschätzung ist die chinesische Regierung vis-à-vis westlichen oder transnationalen NGOs unsicher und setzte den chinesischen NGOs daher bislang enge Grenzen. „Verstärkt wurde die Sorge der Regierung durch die ‚Farbrevolutionen‘ in Georgien (2003), der Ukraine (2004) und in Kirgistan (2005) und durch die Rolle, die öffentliche und private US-Spendenorganisationen bei ihrer Entstehung gespielt haben sollen. Das hat eine zweijährige Untersuchung der internationalen Organisationen und lokaler NGOs, die in China aktiv sind und die Mittel aus dem Ausland erhalten, nach sich gezogen. (Angesichts der rechtlichen Beschränkungen für lokales Fundraising sind viele Graswurzel-NGOs stark von ausländischen Mitteln abhängig.) Als Folge dieser Untersuchung wurden einige Gruppen und Publikationen im Vorfeld der Olympischen Sommerspiele 2008 verboten, und die

---

<sup>4</sup> Für einen guten Überblick über die Entwicklung des zivilgesellschaftlichen Engagements gegen den Klimawandel in China siehe: Patrick Schröder, „Civil Climate Change Activism in China – More than Meets the Eye“ (Deutsche Asienstiftung, 2011).

ungemütliche Atmosphäre erhöhter Sicherheitsvorkehrungen diene anderen als Warnung.“<sup>5</sup>

Das Schreckgespenst, das über allem schwebt, ist, dass chinesische CSOs ständig von der Regierung daran erinnert werden, dass ihre westlichen Partner letztlich den Systemwandel wollen. Diese wiederum sind nicht in der Lage, die politischen und rechtlichen Umstände in China richtig einzuschätzen, sodass sie chinesische CSOs in einen Interessenskonflikt zwischen ihren internationalen Geldgebern und ihrer Loyalität gegenüber dem chinesischen Staat stürzen. Zudem sind die westlichen Partner oft nicht so sehr an den kleinen, lokalen Pilotprojekten interessiert, die von den chinesischen Organisationen bevorzugt werden, sondern wollen vielmehr schnelle und dramatische Resultate. Angesichts solcher Erwartungen fühlen sich die chinesischen Partner oft überrannt.

### Kooperation fördern

Das wachsende öffentliche Interesse an China steht im Gegensatz zu der kleinen Anzahl europäischer NGOs, die sich mit China beschäftigen. Neben Sponderorganisationen und großen multinationalen NGOs wie dem WWF haben nur wenige NGOs regelmäßigen Kontakt mit Partnerorganisationen auf dem chinesischen Festland. Stattdessen läuft alles über Hongkong.

Um eine Veränderung in den europäisch-chinesischen Beziehungen zu bewirken, muss es mehr Austausch und Zusammenarbeit mit chinesischen CSOs auf unterschiedlichen Ebenen geben. Westliche NGOs, die Stiftungen eingeschlossen, müssen allerdings wissen, dass sie bei der Kooperation mit chinesischen CSOs vor drei großen Fragen stehen werden. Da ist zunächst einmal die Notwendigkeit, sich mit der chinesischen Regierung auseinanderzusetzen, weil man die Arbeit mit staatlich organisierten NGOs gar nicht vermeiden kann. Das Ausmaß an staatlicher Kontrolle und staatlichem Einfluss mag unterm Strich in manchen Situationen zu hoch, in anderen minimal sein; in jedem Falle aber ist der wahre Grad an Beeinflussung von außen sehr schwer abzuschätzen. Die zweite große Herausforderung sind Konflikte zwischen den Zielen des Staates und denen des Auslands. Sollte die chinesische Regierung Kritik als einen Angriff auf ihre Autorität missverstehen, wird das die Arbeit in China schwieriger machen; für chinesische Partner könnte sie sogar gefährlich werden. Und schließlich sind westliche Organisationen auch ihrem heimischen Publikum rechenschaftspflichtig. Wenn sie eine nicht-konfrontative, sondern vielmehr kooperative Haltung einnehmen, die der Widersprüchlichkeit der Entwicklungen in China Rechnung trägt, setzen sich NGOs daheim der Kritik

<sup>5</sup> Nick Young, „Government-NGO Relations“, in: *Berkshire Encyclopedia of China*, hg. von Linsun Cheng u.a. (2009), 1621-23.

aus. Viele ihrer Unterstützer werden argumentieren, dass die Arbeit der NGO nur dazu beiträgt, die chinesische Regierung zu stärken, und dabei die Selbstbestimmungsziele der Organisationen und der westlichen Gesellschaft insgesamt verraten. Die Arbeit mit chinesischen NGOs ist ein ständiger Drahtseilakt. Doch auch wenn Rückzug der vielleicht einfachste Weg wäre, ist es lohnender, auf zielführende Kooperation zu setzen, damit die Zivilgesellschaft und CSOs in China gestärkt werden.

### **Warum Kooperation beiden Seiten nützt**

Durch den Austausch von Ideen können Europäer wie Chinesen tiefere Einblicke in die Auswirkungen der Globalisierung auf ihr Leben und ihre Arbeit gewinnen; das Teilen von Erfahrungen mit neuen Arbeitsmethoden könnte dazu beitragen, eine regionenübergreifende und themenspezifische Kooperation voranzutreiben. Auf Zusammenarbeit zu setzen bedeutet nicht, dass Kritik immer zurückgehalten werden sollte. Stattdessen sollten wir uns ständig fragen, wann, wo, und wie Kritik angemessen vorgetragen werden kann.

Mit diesen Überlegungen im Kopf lassen sich ein paar Empfehlungen formulieren, die von europäischen und deutschen CSOs berücksichtigt werden sollten:

- CSOs sollten verstärkt über Wahrheitsgehalt und Angemessenheit der Darstellung Chinas in den westlichen Medien debattieren und an einem China-Bild mitwirken, das die widersprüchlichen Entwicklungen innerhalb des Landes besser berücksichtigt.
- CSOs sollten nicht nur „zu“, sondern auch mit China arbeiten. Der Austausch von Vertretern von CSOs und sozialen Bewegungen sollte durch Kontakte und Austauschprogramme gefördert werden, um konkrete Kooperation entstehen zu lassen.
- CSOs sollten die Diskussion über Europas Verantwortung gegenüber China in Sachen soziale Gerechtigkeit, ökologische Standards und Menschenrechte führen.
- CSOs sollten sich für die Aufnahme von Themen in die europäische China-Politik einsetzen, die von internationaler Relevanz sind (wie zum Beispiel Klimafragen). Dies könnten wir gemeinsam mit unseren chinesischen Kollegen tun.

Wenn NGOs und zivilgesellschaftliche Organisationen die Kraft der Zivilgesellschaft stärken wollen, müssen sie mit Austausch und gegenseitigem Respekt beginnen. Auch wenn die Situation von CSOs in den jeweiligen Regionen sehr unterschiedlich ist, wäre es von großem beiderseitigen Nutzen, voneinander zu lernen und im Zuge dieses Prozesses auch mehr über uns selbst zu er-

fahren. Untersuchungen über transnationale Interessensarbeit in Zentralasien, Ostasien, Osteuropa und Afrika legen den gleichen Kooperationsansatz nahe.<sup>6</sup> Letztlich müssen transnationale Interessen- und CSO-Netzwerke vorgehen, ausgewogene Informationen verbreiten, den Weg für den Aufbau weiterer Kapazitäten ebnen und den Grundstein für gegenseitiges Verständnis legen: alles grundlegende Elemente zu Sicherung einer friedlichen Zukunft.

---

<sup>6</sup> Sarah E. Mendelson und John Glenn (Hg.), *The Power and Limits of NGOs* (2002); *Neues Jahrbuch Dritte Welt 2005 – Zivilgesellschaft*, hg. von Joachim Betz und Wolfgang Hein (2005).

# Konfuzius-Institute – Stars der chinesischen Kulturdiplomatie

FALK HARTIG

Imageprobleme sind für China nichts Neues. Die negative Wahrnehmung des Landes lässt sich quer durch die Jahrhunderte zurückverfolgen: Hegel beispielsweise sagte einst, China habe keine Geschichte, und Kaiser Wilhelm II. wettete in seiner berüchtigten „Hunnenrede“ im Jahre 1900 gegen die „gelbe Gefahr“. Obwohl sich die Situation seit der Rede von Wilhelm II. verbessert hat, tun sich immer noch viele mit der Volksrepublik schwer, vor allem im Westen. Pekings steigende Militärausgaben (in diesem Jahr wird das Budget um mehr als 11 Prozent auf 106,4 Milliarden Dollar anwachsen), ständige Berichte über Medien- und Internetzensur, die Behandlung von Ai Weiwei und Chen Guangcheng und das in der Öffentlichkeit verbreitete Gefühl, dass China „unsere“ Arbeitsplätze stiehlt – all das hat weltweit zu einer eher skeptischen Sicht der Volksrepublik geführt. Vor diesem Hintergrund war Peking zuletzt zunehmend um seinen Ruf in der Welt besorgt und hat seine Bemühungen verstärkt, sein internationales Image zu gestalten. Das zeigt sich teilweise darin, dass China Konzepte wie „friedlichen Aufstieg/friedliche Entwicklung“ und „harmonische Welt“ lanciert, die die Welt von seinen guten Absichten überzeugen sollen. Zudem ist die chinesische Regierung ziemlich aktiv geworden in jenen Bereichen, die man „public diplomacy“ und Kulturdiplomatie nennt.

„Public diplomacy“ wird, um Wang Jians *Soft Power in China* zu zitieren, ganz allgemein als „die Beziehungen und die Kommunikation eines Landes mit der ausländischen Öffentlichkeit“ verstanden. Einer ihrer Kernbestandteile ist die Kulturdiplomatie, die man als den Versuch eines Landes beschreiben könnte, „das internationale Umfeld zu managen, indem es seine kulturellen Ressourcen und Errungenschaften im Ausland bekannt macht und/oder die

kulturelle Transmission ins Ausland ermöglicht“.<sup>1</sup> Da die meisten dieser Aktivitäten immer noch von Regierungen initiiert oder finanziert werden, kann es gelegentlich geschehen, dass die Trennlinie zwischen Propaganda und Imagepflege verwischt. Angesichts der hochgradig negativen Konnotation von Propaganda liegt es aber auf der Hand, dass „gute öffentliche [und kulturelle] Diplomatie über Propaganda hinausgehen muss“, wenn sie eine positive Wirkung haben soll. So warnt Joseph Nye: „Information, die im Verdacht steht, Propaganda zu sein ..., dürfte ... sich als kontraproduktiv erweisen, da sie den Ruf und die Glaubwürdigkeit eines Landes untergräbt.“<sup>2</sup>

### Wie sich China der Welt präsentiert

In den vergangenen Jahren ist die chinesische Regierung ausgesprochen aktiv gewesen, China zu präsentieren und der Welt das „wahre“ China zu erklären.<sup>3</sup> Zu diesem Zweck investiert das Land schwer in seine staatlichen Medien, damit diese „vor die Tür treten“ und Chinas Sichtweisen im Ausland erklären. Während die Bemühungen von Medien wie Xinhua nur begrenzt erfolgreich waren, setzt China verstärkt auch seine jahrtausendealte Kultur ein.

Die Betonung der traditionellen Kultur leuchtet ein, vor allem aus der Sicht der Führung. Erstens erinnert China, indem es seine traditionelle Kultur betont, die Welt an seine mehrere Jahrtausende alte, reiche Kulturgeschichte. Zweitens ist Kultur auf den ersten Blick apolitisch und folglich weniger konflikthanfälliger als es Ideen und Politik sind (die laut Nye die anderen beiden Komponenten von Soft Power darstellen). Und schließlich ist die traditionelle chinesische Kultur genuin „chinesisch“; auf die zeitgenössische chinesische Kultur trifft dies weniger zu, da sie einige kulturelle Ideen und Konzepte des Westens aufgenommen hat. Das Werben mithilfe von Kultur umfasst auch ein strategisches Element; es wird als effektives Instrument im Ringen der Nationen um Macht und Einfluss angesehen, weil es dazu eingesetzt werden kann, Gesellschaften und Menschen anderer Länder anzuziehen.<sup>4</sup> Peking hat deshalb beschlossen, dass auch China an diesem Wettbewerb teilnehmen und seine Kultur überall in der Welt bekanntmachen soll. Genau so argumentierte Hu Jintao Ende 2011, als er in einer Rede erklärte, dass ein Land, das in der kulturellen Entwicklung vorangehe, viel kulturelle Soft Power entwickeln

<sup>1</sup> Nicholas J. Cull, „Public Diplomacy: Taxonomies and Histories“, *The Annals of the American Academy of Political and Social Science* 616, Nr. 1 (2008), 31-33.

<sup>2</sup> „Public Diplomacy and Soft Power“, *The Annals of the American Academy of Political and Social Science* 616, Nr. 1 (2008), 100-101.

<sup>3</sup> Zhao Qizheng, *Public Diplomacy and Communication between Cultures* (2011).

<sup>4</sup> Li Zhi, *Cultural Diplomacy – An Interpretative Mode of Communication* (2005).



werde und deshalb aus dem intensiven internationalen Wettbewerb als Sieger hervorgehen könne.

Zu Chinas Initiativen und Instrumenten in dieser Hinsicht gehörten das „Jahr der chinesischen Kultur“ in Deutschland, die Leihgabe der berühmten Terrakotta-Krieger und die „Panda-Diplomatie“, die jüngst intensiviert wurde. Das prominenteste und kontroverseste Instrument der chinesischen Kulturdiplomatie aber sind seine Konfuzius-Institute,<sup>5</sup> die die chinesische Regierung gründet, um die chinesische Sprache und Kultur überall auf der Welt bekanntzumachen. Ende 2011 gab es 358 Konfuzius-Institute und 500 Konfuzius-Klassenzimmer in 105 Ländern.

### China ist nicht mehr weit weg

Über die Ziele und Absichten der Konfuzius-Institute wurde diskutiert, seit 2004 das erste eröffnet wurde. Die Kritik an den Konfuzius-Instituten lässt sich in zwei Kategorien unterteilen: die von Insidern mit praktischen Sorgen auf der einen, die von Außenstehenden mit ideologischen Bedenken auf der anderen Seite.<sup>6</sup> Viele dieser Bedenken beziehen sich auf die vermeintlichen Beziehungen der Institute zu der Kommunistischen Partei Chinas (KPCh), die Vorwürfe nähren, es gebe einen unzulässigen Einfluss auf die akademische Freiheit an den Gastuniversitäten, Spionage, Überwachung chinesischer Studenten im Ausland und Versuche, die politische Agenda der chinesischen Regierung in kontroversen Fragen wie Tibet und Taiwan voranzutreiben. Auch gibt es Bedenken hinsichtlich der Machbarkeit und Finanzierbarkeit der Institute, der Qualität der Lehre und der Beziehungen zu chinesischen Partneruniversitäten. Diese Fragen werden kontrovers diskutiert, doch man kommt einer Antwort näher, wenn man Form und Funktion der Institute genauer und mit nüchternem Blick betrachtet.<sup>7</sup>

Es kann natürlich keinen Zweifel daran geben, dass die Konfuzius-Institute eng mit der chinesischen Regierung in Verbindung stehen. Sie werden von „Hanban“, dem Staatlichen Büro für Fremdsprachenunterricht Chinesisch,

---

<sup>5</sup> Neben den Konfuzius-Instituten gibt es auch sogenannte Konfuzius-Klassenzimmer, die die gleichen Ziele haben, sich aber strukturell etwas unterscheiden. Klassenzimmer zielen vor allem auf die höhere Schulbildung und nicht auf die Universitäten ab.

<sup>6</sup> Don Starr, „Chinese Language Education in Europe: Confucius Institutes“, *European Journal of Education* 44, Nr. 1 (2009), 65-82.

<sup>7</sup> Grundlage für meine Anmerkungen sind rund 50 seit 2007 geführte Interviews mit Mitarbeitern an Konfuzius-Instituten (Ausländer und Chinesen) in zehn Ländern, Gespräche mit chinesischen Beamten, die in diesem Bereich tätig sind, Unterhaltungen mit Akademikern und Mitarbeiter chinesischer und ausländischer Think-Tanks sowie eine Auswertung öffentlicher und interner Dokumente und relevanter Literatur.

gelenkt und verwaltet; es beschreibt sich selbst als „eine öffentliche Institution, die dem chinesischen Bildungsministerium unterstellt ist“. Neben dem Bildungsministerium sind auch andere Ministerien und Behörden eingebunden, wie das Außen-, das Kultur- und das Finanzministerium sowie das Staatliche Hauptamt für Presse und Verlagswesen. Der Vorstand der Hauptstelle der Konfuzius-Institute wird von Staatsrätin Liu Yandong geleitet, derzeit die einzige Frau im Politbüro der KPCh. Dass die Konfuzius-Institute auch vom Politbüro geschätzt werden, wird anhand der Tatsache deutlich, dass jedes Mitglied des ständigen Ausschusses des Politbüros mindestens einmal ein Konfuzius-Institut irgendwo auf der Welt besucht hat.

Diese Verbindung zur chinesischen Regierung (die von der Institutsleitung übrigens nicht geleugnet wird) ist für viele westliche Beobachter aus zwei Gründen beunruhigend. Erstens gibt es, auch wenn öffentlich-private Partnerschaften nicht per se problematisch sind, bestimmte Empfindlichkeiten, wenn einer Organisation, die manchen als verlängerter Arm eines autoritären Regimes gilt, Gastfreundschaft gewährt werden soll. Zweitens werden Konfuzius-Institute nicht allein von China organisiert und unterhalten, sondern meist in Kooperation mit internationalen Partnern – was diese gewissermaßen in die Kooperation mit der KPCh hineinzieht.

Auch wenn nicht alle Institute weltweit als Joint Venture organisiert sind, ist dies die häufigste Form, vor allem in Europa, Ozeanien und Nordamerika. Diese Joint Ventures sind Kooperationsprojekte zwischen den Chinesen und örtlichen Partnern, meist Universitäten. Normalerweise stellen die Chinesen Lehrmaterialien zur Verfügung und schicken Sprachlehrer und Verwaltungskräfte, während die einheimischen Partner die Räumlichkeiten, Ausstattung und einheimisches Personal einbringen. Im Detail unterscheidet sich das Arrangement von Institut zu Institut, auch hinsichtlich des entsandten Personals aus China. Einige Institute (zum Beispiel in Australien) haben keinen chinesischen Co-Direktor (ohne dass das einheimische Personal dies beklagte). Generell herrscht ein eklatanter Mangel an qualifizierten chinesischen Sprachlehrern mit passenden Fremdsprachenkenntnissen, was besonders problematisch ist, wenn man versucht, chinesisches Personal für Institute in Ländern mit weniger verbreiteten Landessprachen zu finden. Es ist außerdem nicht leicht, qualifizierte Sprachlehrer davon zu überzeugen, ihre Jobs in China aufzugeben, um in ein fremdes Land zu gehen, zumal dort teilweise raue Lebensbedingungen herrschen. Neben der Bereitstellung von Lehrmaterialien und Personal unterstützt Hanban die Institute auch finanziell. Diese haben ein festgelegtes jährliches Budget, das sie für die Finanzierung ihrer Projekte nutzen können. Verschiedene Zahlen über das Jahresbudget sind im

Umlauf, sie reichen von etwa 100.000 bis rund 400.000 Dollar.<sup>8</sup> In Hanbans Jahresbericht für 2010 heißt es, jedes Institut habe 500.000 Dollar erhalten, das Gesamtbudget für die Konfuzius-Institute und -Klassenzimmer habe 2010 rund 167 Millionen Dollar betragen. Allerdings handelt es sich dabei um das Gesamtbudget, das „von beiden Seiten in einem Verhältnis von 1:1 aufgebracht wird“, was bedeutet, dass die Chinesen Mittel in Höhe von 83,5 Millionen Dollar ausgegeben haben. Das ist weit weniger als die Hälfte dessen, was das Auswärtige Amt 2011 für die Goethe-Institute ausgegeben hat (217 Millionen Euro).

### Das „wahre“ China?

Normalerweise richten sich die Konfuzius-Institute an ein Mainstream-Publikum ohne spezielle China-Vorkenntnisse. Sie arbeiten mit Studenten und manchmal mit Mitarbeitern ihrer Partneruniversität zusammen. Zu den Hauptaktivitäten der Institute gehören Sprachkurse verschiedener Niveaus und ein breites Angebot an Kulturveranstaltungen – Ausstellungen, Filmvorführungen, interkulturelles Training und Business-Seminare, aber auch Teezeremonien, Kalligrafie, Tai-Chi-Kurse und chinesische Malerei. Zudem organisieren die Institute Diskussionsveranstaltungen und Vorträge von chinesischen Wissenschaftlern. Viele Konfuzius-Institute versuchen, ein eigenes Profil zu entwickeln, und tatsächlich unterscheidet sich das Programm von Institut zu Institut. Allgemein könnte man sagen, dass sie alle den gleichen Inhalt mit einer einheimischen Färbung anbieten. Das Wichtigste ist aber nicht, was an den Konfuzius-Instituten geschieht, sondern was dort nicht geschieht.

Gemäß Satzung sollen die Konfuzius-Institute „die Gesetze und Vorgaben ihrer Aufenthaltsländer befolgen, einheimische kulturelle und Bildungstraditionen und soziale Bräuche respektieren und nicht gegen chinesische Gesetze und Vorgaben verstoßen“.<sup>9</sup> Die Vermischung mit lokalen kulturellen Traditionen auf der einen und die Beachtung chinesischer Gesetze und Vorgaben auf der anderen Seite könnten zu Interessenskonflikten führen, wenn man beispielsweise bedenkt, dass zu den lokalen Traditionen westlicher Länder die Meinungs-, Presse und Oppositionsfreiheit gehören. Diese potenziellen Konflikte müssen von den Mitarbeitern vor Ort ausgehandelt werden, die das Institut leiten, von denen die meisten profunde China-Kenntnisse haben und sich der Problematik vollkommen bewusst sind. In nahezu allen Instituten erklä-

<sup>8</sup> Wichtig ist auch zu wissen, dass alle Institute weltweit ihr Geld in Dollar erhalten.

<sup>9</sup> Verfassung und Satzung der Konfuzius-Institute, [english.hanban.org/node\\_7880.htm](http://english.hanban.org/node_7880.htm).

ren einheimische Angestellte, dass es keine Eingriffe in ihren alltäglichen Aktivitäten gibt und dass aus Peking keine konkreten Vorgaben kommen. Ein gängiges Argument lautet, dass die schiere Zahl der Institute weltweit eine striktere Kontrolle durch Hanban verhindere.

Doch es gibt auch anerkannte Grenzen für die Konfuzius-Institute. Bestimmte Themen, die für das offizielle China hochsensibel sind, befinden sich eindeutig außerhalb der Grenzen – darunter Tibet und der Dalai Lama, Taiwan, Tiananmen oder Falun Gong. Die allgemeine Auffassung in diesem Kontext ist, dass man, wenn man einen Vertrag mit China unterzeichnet, diese Grenzen kenne. Eine gängige Erklärung der Verantwortlichen lautet dann, China sei so viel mehr als nur Tibet, Taiwan und Tiananmen, und es gebe viel zu entdecken und zu diskutieren, auch ohne diese heiklen Themen anzuschneiden. Das ist zwar absolut richtig, doch es ist auch unbefriedigend. Denn diese Haltung führt dazu, dass man nicht das echte China sieht, sondern eine „korrekte“ Version des Landes. Schließlich ist der interessierte Bürger ja genau mit diesen Themen, die von den Konfuzius-Instituten gemieden werden, am ehesten durch Zeitungslektüre vertraut; denn die Medien, das haben unzählige Studien gezeigt, berichten vorwiegend negativ über China und konzentrieren sich auf diese oder jene Kontroverse.

Einige der häufig mit Blick auf die Institute geäußerten Sorgen sind allerdings übertrieben. Das Risiko der Selbstzensur wird beispielsweise dadurch abgemildert, dass einheimisches Personal und Wissenschaftler eingebunden sind, die sicher nicht ihre Position und ihren Ruf dafür riskieren würden, an dreister Propaganda der KPCh mitzuwirken. Außerdem droht diesen Mitarbeitern nicht die Gefahr, dass ihnen Mittel aus Peking gestrichen werden, wenn sie provokative Themen aufgreifen und Hanban offen herausfordern. Man kann daher vor einer Art delikater Balance ausgehen. Es hat auch Vorwürfe gegeben, dass über die Sprachkurse kommunistische Ideologie verbreitet wird und dass ausgebildete Sprachlehrer ihre Schüler indoktrinieren. Doch die meisten Konfuzius-Institute verwenden ausländische Lehrmaterialien, vor allem in Ländern, in denen die einheimische Bevölkerung nicht englischsprachig ist. Zudem führt der gravierende Mangel an chinesischen Lehrkräften dazu, dass die Institute einheimisches Personal einstellen. Da also sowohl die Lehrmaterialien als auch oft die Lehrer vor Ort gestellt werden, ist Indoktrination nicht viel wahrscheinlicher als in jedem anderen Lehrumfeld.

In Debatten über die Rolle der Konfuzius-Institute bei der potenziellen Verbreitung von Propaganda verweisen interessanterweise beide Seiten, sowohl Kritiker als auch Befürworter, auf die Joint-Venture-Struktur. Für die Kritiker bildet das Joint Venture ein legitimierendes Einfallstor, durch das die

akademische Freiheit unterwandert und der Verbreitung der kommunistischen Ideologie Vorschub geleistet wird. Die Befürworter dagegen sagen, das Joint Venture verhindere gerade, dass die Konfuzius-Institute zu reinen Werkzeugen der chinesischen Propaganda würden.

Richtig ist wohl, dass es an den Konfuzius-Instituten das Potenzial für Selbstzensur gibt – vor allem hinsichtlich einiger politisch explosiver Themen, die schlichtweg ausgeklammert werden. Doch die Institute beteiligen sich nicht aktiv an Propaganda, die beispielsweise den Sozialismus chinesischer Prägung, Jiang Zemins „Drei Repräsentanten“-Theorie oder Hu Jintaos wissenschaftliches Entwicklungskonzept feierte. Allerdings ist noch nicht gesagt, dass die Zukunft weniger Anlass zur Sorge geben wird. Bei der 6. Weltkonferenz der Konfuzius-Institute im Dezember 2011 in Peking präsentierte Hanban Pläne für ein neues „Sinologie- und Chinastudien-Forschungsprogramm“, in dessen Rahmen die Partneruniversitäten der Konfuzius-Institute Akademiker „mit einem starken Fachhintergrund in Sinologie und Chinastudien“ fördern könnten, damit diese „zum historischen und zeitgenössischen China und zum interkulturellen akademischen Austausch“ forschen.<sup>10</sup> Wenn Hanban wirklich anfängt, auf die internationale Chinaforschung einzuwirken, dann wäre dies eine kritische Entwicklung, die genauere Beobachtung und Prüfung erfordert.

### **Bewertung der Konfuzius-Institute**

Konfuzius-Institute haben zwei Hauptziele. Das erste, von Hanban klar herausgestellt, ist die Befriedigung der wachsenden weltweiten Nachfrage nach chinesischem Sprachunterricht. Derzeit gibt es geschätzte 40 Millionen Ausländer, die chinesisch lernen,<sup>11</sup> und ihre Zahl steigt stetig. Die Nachfrage nach Konfuzius-Instituten ist ebenfalls hoch: Ende 2011 lagen Hanban 300 Anfragen für Konfuzius-Institute in 60 Ländern vor, eine Reihe davon waren wiederholte Einreichungen.

Aus Sicht der internationalen Partner liegen die Vorzügen der Institute in den größeren Kapazitäten für Chinesischunterricht und in der Einführung des einheimischen Publikums in einige Aspekte der chinesischen Kultur. Konfuzius-Institute können auch die lokale Universität oder Gruppe dabei unterstützen, Kontakte mit China aufzubauen oder zu vertiefen. Die Nachteile liegen ebenso auf der Hand: Die internationalen Partner sehen sich Vorwürfen aus-

<sup>10</sup> Xu Lin, „Recommendations on Confucius Institute Development and Planning“, Vortrag bei der 6. Konfuzius-Instituts-Konferenz (Peking, 1. Dezember 2011).

<sup>11</sup> The International Society for Chinese Language Teaching, [www.shihan.edu.cn/articles/101720](http://www.shihan.edu.cn/articles/101720).

gesetzt, ein reines Propaganda-Werkzeug der KPCh zu sein. Selbst wenn das in dieser Form nicht zutrifft, wird doch von internationalen Partnern allgemein angenommen, dass sie bestimmte Themen ausklammern, obwohl diese beim einheimischen Publikum besonders präsent sind.

Für China bietet die Joint-Venture-Struktur mehr Kosteneffizienz, einen Zuwachs an nationalem Prestige für seine Institutionen, weil sie mit internationalen Partnerorganisationen zusammenarbeiten, und eine Chance, einem globalem Publikum seine Sprache und Kultur näherzubringen. Und ein weiterer Vorzug des Joint Ventures ist wert, erwähnt zu werden: Noch immer ist die chinesische Regierung restriktiv, wenn es darum geht, ausländische Kulturinstitutionen in China aufzunehmen. Es gibt derzeit nur wenige ausländische Kulturinstitutionen in Peking. Das deutsche Goethe-Institut ist die älteste Einrichtung dieser Art, es ist seit 1988 vor Ort. Das politische Prinzip dahinter lautet „ein Kulturinstitut pro Land“; Zweigstellen in der Volksrepublik sind damit ausgeschlossen. Mit seinen Konfuzius-Instituten umgeht China diese auf eigenem Staatsgebiet praktizierten Beschränkungen, weil sie in Ländern wie Deutschland formal als Vereinigung registriert und deshalb offiziell keine chinesischen Organisationen sind. Auf diese Weise kann China einfach mehr als ein Kulturinstitut in einem bestimmten Land gründen, ohne dabei gegen seine eigenen Verträge und Abkommen im Kulturbereich zu verstoßen.

Ein ganz praktisches Problem, vor allem für die beteiligten chinesischen Universitäten, ist dagegen der Mangel an Menschen, die bereit sind, ins Ausland zu gehen. Ein weiterer Nachteil – auch wenn die chinesische Seite hier widersprechen würde – ist die Tatsache, dass sich die Konfuzius-Institute an örtliche Gegebenheiten anpassen und daher etwas offener und progressiver sein müssen als ein Institut, das vollständig in chinesischer Hand ist.

Neben dem Sprachunterricht und der Einführung in die Kultur haben die Konfuzius-Institute auch weiterreichende, zumindest indirekte politische Aufgaben. Das ist zunächst einmal nicht kritikwürdig und gilt wohl für die meisten Kultureinrichtungen. Erstens sollen sie dazu beitragen, ein freundliches Bild von China zu vermitteln, und so auf die eine oder andere Art auch die chinesische Wirtschaft im Ausland unterstützen. Auch haben sie einen politischen Auftrag und sollen daran mitwirken, eine „harmonische Welt“ aufzubauen, das übergeordnete Ziel der chinesischen Außenpolitik.

Das Konzept der „harmonischen Welt“ impliziert den Rückgriff auf den Multilateralismus; er soll für Sicherheit, eine für alle Seiten vorteilhafte Zusammenarbeit zwecks Wohlstandsmehrung und für Inklusivität sorgen, sodass alle Nationen harmonisch koexistieren können. Auf praktischer Ebene geht es auch eine Reform der Vereinten Nationen, um diese repräsentativer zu

machen. Weil das Konzept den gegenseitigen Respekt und die Gleichheit der Staaten betont und auf eine multipolare Welt setzt, vermuten viele Beobachter, vor allem in den Vereinigten Staaten, dass sich seine politischen Auswirkungen zumindest teilweise gegen die USA richten. China dagegen versteht die „harmonische Welt“ einfach als einen pragmatischen außenpolitischen Ansatz. In jedem Falle handelt es sich eindeutig um ein außenpolitisches Konzept, und die Konfuzius-Institute sind damit beauftragt, für diese Idee zu werben, was ihnen zumindest indirekt eine politische Dimension gibt.

Insgesamt sind die Konfuzius-Institute als Versuch der Kulturdiplomatie ebenso strategisch wie effizient. Peking nutzt die derzeitige weltweite Faszination für die chinesische Sprache und Kultur und hat interessierte internationale Partner gefunden, die sich finanziell an den Konfuzius-Instituten beteiligen, also für Chinas Charme-Offensive mit aufkommen. Doch ganz gleich, wie ausgeklügelt dieser Ansatz sein mag – der Einfluss der Institute auf die internationale Wahrnehmung Chinas ist stets begrenzt gewesen. Das ist nicht so sehr die Schuld der Konfuzius-Institute oder anderer Instrumente der Kulturdiplomatie, sondern liegt vielmehr in dem autoritären politischen System begründet, das hinter ihnen steht. Denn wie viele Konfuzius-Institute die chinesische Sprache und Kultur auf der ganzen Welt auch verbreiten mögen, und unabhängig davon, wie gut sie das tun – solange die chinesische Regierung Menschenrechtsanwälte verhaftet, die Medien zensiert und Katastrophen vertuscht, werden alle Versuche der Konfuzius-Institute, Chinas Ansehen zu verbessern, vergeblich bleiben.

## Über die Autoren

HELMUT K. ANHEINER ist Dean der Hertie School of Governance in Berlin, Professor für Soziologie an der Universität Heidelberg und Leiter des dortigen Centrum für Soziale Investitionen und Innovationen (CSI).

THOMAS BAGGER ist Leiter des Planungsstabs im Auswärtigen Amt.

MARC BERMANN ist Programmleiter China im Team Internationale Verständigung der Stiftung Mercator.

SHAUN BRESLIN ist Professor für Politikwissenschaft und Internationale Studien an der University of Warwick in Coventry und Associate Fellow des Asienprogramms von Chatham House.

JOHN FITZGERALD ist Repräsentant des Pekinger Büros der Ford Foundation. Zuvor war er Mitglied des Australia-China Council im australischen Außenministerium.

FALK HARTIG hat für zahlreiche Medien und kulturelle Organisationen gearbeitet, unter anderem für das Institut für Auslandsbeziehungen (ifa) und die Nachrichtenagentur Xinhua. Derzeit bereitet er eine Doktorarbeit über Chinas „public diplomacy“ vor.

BERNHARD LORENTZ ist Geschäftsführer der Stiftung Mercator und Honorarprofessor der Freien Universität Berlin, wo er Stiftungsmanagement und Stiftungsstrategie lehrt.

JOSEPH S. NYE ist Professor für Politikwissenschaft an der Universität Harvard und ehemals Dean der Kennedy School of Government. Zuletzt erschien von ihm *Macht im 21. Jahrhundert* (Originaltitel: *The Future of Power*).

EBERHARD SANDSCHNEIDER ist Otto Wolff-Direktor des Forschungsinstituts der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik (DGAP) und Inhaber des Lehrstuhls für die Politik Chinas und Internationale Beziehungen an der Freien Universität Berlin.

NORA SAUSMIKAT ist Leiterin des China-Programms der Deutschen Asienstiftung.

ORVILLE SCHELL ist Arthur Ross-Direktor des Center on US-China Relations der Asia Society in New York und Fellow am Weatherhead East Asian Institute der Columbia University.

WANG YIWEI ist geschäftsführender Dekan des Instituts für Internationale und öffentliche Angelegenheiten der Universität von Tongji und Senior Research Fellow am Charhar-Institut, Chinas führendem Think-Tank in Sachen Kulturdiplomatie.

ZHANG JUNHUA ist Professor für Politikwissenschaft an der Shanghaier Jiao Tong-Universität.